

Verlagspreis: Monatlich 0,60 G.-M. Druck u. Verlag: Karras & Koenede, Halle, Mittelstr. 11-13, Fernr. 9389. Postfach-Konto: Erfurt Nr. 20031. Einzelbestellungen nehmen alle Postanstalten u. Briefträger entgegen. Söhere Gewalt entbindet den Verlag von Schadenersatz. Anzeigen-...

Herausgegeben von Fritz Kloppe

Preis: Der Raum von 1 mm Höhe und 28 mm Breite im Anzeigenteil kostet 15 Pfennig. Der Raum von 1 mm Höhe und 90 mm Breite im Reklameteil kostet 80 Pfennig. - Anzeigen-Annahme b. Verlag, Halle, Mittelstr. 11-13. - Die Zeitung erscheint am 1., 11. u. 21. jed. Monats.

|| Helf dir selber, so helfst dir unter Herrs Gatt ||

Wagner-Collenberg

Das bedrohte Frankreich.

Am 15. Februar sollte die Abrüstungskonferenz in Genf beginnen. Sie ist verschoben worden. Zunächst redete man von etwa sechs Wochen Verzögerung, dann wurde der kommende Herbst genannt, jetzt heißt es, auf unbestimmte Zeit. Es heißt, die einzelnen Staaten seien mit ihren Abrüstungsplänen noch nicht fertig. Die Wahrheit war, man wußte nicht recht, wie es einzurichten war, nach außen hin die friedlichen Absichten zu bezeugen und demgemäß zum Schein des Veredlten alles Kriegesgerät zum alten Eisen zu werfen und gleichzeitig bestrbt zu sein, die militärische Macht nicht nur auf dem jetzigen Grad zu belassen, sondern bis zum höchstmöglichen Maß auszubauen. Die Presse aller in Frage kommenden Staaten kommunizierte lebhaft die Einkle der Streitkräfte ihrer Nachbarn, und alle kamen lets zu der Erkenntnis, daß der Nachbar militärisch weit überlegen war. Man brante nun nicht etwa auf Abrüstung des anderen, sondern stellte jeder, man selber müsse zur eigenen Sicherheit die „Verteidigungsmittel“ vergrößern. In diesem Zeichen der allgemeinen Abrüstung hat man nun in Frankreich wieder einmal festgestellt, daß die französischen Seestreitkräfte viel zu schwach seien.

Der „Matin“ brachte vor einigen Tagen einen Leitartikel von Gullane de Kerquerer, Präsident der Senatskommission für die Marine, „Unser Marinebau“ mit dem Untertitel: „Einmal wird unsere nationale Sicherheit, und zweitens die unserer Kolonien bedroht.“ In dem Aufsatz wird ausgeführt, daß insbesondere die Mittelmeerflotte ihren Aufgaben nicht im entferntesten gewachsen ist. Die italienische Flotte im Mittelmeer sei so stark, daß sie ohne weiteres verhindern könne, daß Frankreich im Falle eines Krieges seine numerisch unterlegene Armee in Europa (!) durch Zufuhr von Eingeborenen aus seinen afrikanischen Kolonien auf die notwendige Stärke bringe. Nicht ein einziges Regiment würde man von Marokko nach Frankreich schaffen können. Aber auch qualitativ ist die französische Kriegsmarine seit dem Washingtoner Abkommen, von man Frankreich in ganz unbegründeter Weise seinen Imperialismus vorgeworfen habe, ganz und gar nicht auf der Höhe.

Bei Ausbruch des Krieges hatte Frankreich eine Flotte von 21 Linienfregatten, 16 Panzerkreuzern, 12 leichten Kreuzern, 67 Torpedobootten, 4 Minenlegern, 51 U-Booten und ein Flugzeugmuttergeschiff mit der Gesamttonnenzahl von 708 000. Dem damaligen Bauprogramm nach sollte die Flotte bis 1920 auf 28 Linienfregatten, 20 Kreuzer, 10 schnelle Aufklärungschiffe, 52 große Torpedoboote, 94 U-Boote und die dazugehörigen Hilfschiffe gebracht werden. Aber durch den Krieg habe man dieses Programm nicht verwirklichen können. - Im Mittelmeer besitze Frankreich jetzt aber nur noch 4 Kreuzer (Italien 5), 2 leichte (ehemals deutsche) Kreuzer (Italien 10), 13 Torpedoboote (Italien 32), 24 U-Boote (Italien 41). Diese Schiffe sind zudem alle älter als die der italienischen Flotte. - Auch die Nordflotte ist viel zu schwach, zumal man hier auch mit der deutschen Kriegsflotte (!) zu rechnen habe. Kerquerer fordert am Schluß seine Ausführungen, daß das Flottenproblem erstinabe in die Hand genommen werden müsse und ältet dabei die folgenden Sätze des italienischen „Empiro“ vom 6. Februar 1926: „Das Dilemma ist das folgende: Falls Frankreich einen Krieg gegen Italien führt und sich dann in der Unmöglichkeit sieht, seine Kolonialterren zu veranzuschließen, ist es gezwungen, alle, oder nahezu alle seine Kolonien aufzugeben. Trifft Frankreich aber an die Seite Italiens, um die Hilfe eines großen Landes zu erhalten, ist es wahrscheinlich, daß es freundschaftlicherweise zuvor zu unseren Günstigen auf einen guten Teil seiner afrikanischen Besitzungen wird verzichten müssen, die sich schon jetzt zu erheben drohen.“

Es ist interessant, festzustellen, wie sehr in jenen Staaten mit der Möglichkeit eines kommenden Krieges gerechnet wird, um so mehr, wo doch bei den Verträgen von Locarno die im Völkerverbund vertretenen Mächte an den „ewigen Frieden“ glauben müßten. - Aber sie kennen einander, keiner traut keinem Nachbar - und alle Reden von der Abrüstung werden eitel Geschwätz bleiben. Ps.

Pazifismus.

Wenn ich einen Pazifisten - eine gute deutsche Uebersetzung ist das Wort „Friedensstimm“ - reden höre, so habe ich entweder den Eindruck, einen persönlich feigen Menschen oder einen Schwärmer vor mir zu haben, der vollständig den Boden der nun einmal tauben Wirklichkeit verlassen hat. Bei den führenden Geistern des Pazifismus habe ich immer das Gefühl, daß er nicht den Pazifismus als solchen betreibt, sondern mit ihm einen anderen Zweck verfolgen will.

Es sind meist die älteren Menschen, die aus persönlicher Feigheit Pazifisten sind. Auch oft sind es die alten Soldaten des Weltkrieges, die den Kampf nur von feiner graubrauner Seite sehen, die nicht die innerliche Festigkeit aufbringen, die eigene Person noch einmal in den Krieg gestellt zu sehen. Die immer und immer wieder gehörte Redensart Leute ist: „Wir haben die Nase voll, wenn ihr erst mal die Augen pfeifen hört, dann werdet ihr auch klein, dann seid ihr auch nachher Pazifisten.“ Ja, ihr alten Frontsoldaten, die ihr unter die Pazifisten gegangen seid, ihr habt den Schwung der Seele verloren, ihr „habt die Nase voll“. Ihr lügt euch jetzt selber vor, daß die Menschen Gegensätze durch Entgegenkommen ausgleichen können. Nie wird ein Erfolg im Leben des Einzelnen oder eines Volkes durch Nachgeben erreicht. Du Pazifist lerne aus der Geschichte, daß diese immer den Beweis dafür erbringt, daß dieser Satz richtig ist. Ihr lügt euch selber die Berechtigung des Pazifismus vor und wollt dadurch die Grauen des Krieges vermeiden und wollt garnicht die Not unserer jetzigen „Friedenszeit“ sehen. Euer Frieden, euer Nachgeben hat es erreicht, daß weit über eine Million Menschen ohne Arbeit ist. Eine Million Menschen arbeitslos, die hungern, die frieren.

Euer anderer Satz heißt ja: „Wenn ihr erst die Augen pfeifen hört“ usw. Hast du, alter Frontsoldat, die deutsche Jugend 1914 gesehen? Aus ihr hat der Krieg die stahlharten Männer eines Ernst Jünger etc. gemacht. Es gab wohl auch Seelen, die der Krieg zerbrach, aber zerbricht nicht auch das friedliche bürgerliche Leben so manchen, wie viele gehen an der Grabesruhe eines pazifistischen Deutschlands zu Grunde? Wo zerbrechen nun die wertvolleren Menschen? Ja, der Kampf auf grüner Heide, der Menschenmasse auf engem Raum, ist vorbei. Der Krieg erfordert heute von jedem Einzelnen einen festen Keel innerlich und äußerlich, einen Keel, der ganz auf sich selbst stehen kann, der „die Kriegsmaschinen“ bedienen kann. Soll euch Pazifisten die innere Voraussetzung zu diesem ganzen Keel fehlen? Ist ihr eben zu alt, um noch die Voraussetzungen zu haben. Seht hin nach den Hunderttausenden von Frontkämpfern, die sich jeden Tag wieder in den Kampf stürzen würden, seht hin nach der Masse der wahrhaften Kämpfer im Stahlhelm und Helm und Helm, die den Krieg überwunden haben und sich nicht von ihm überwinden lassen.

Manch einer von euch Pazifisten steht aber auch in der Reihe der Schwärmer, zu der die Jugend von euch meistens gehört, wenn auch manch einer von diesen, ohne es zu wissen, nur feige ist. Aber es gibt in Deutschland tatsächlich viele Menschen, die in den Glauben gewiegt sind, daß sie Deutschland durch Nachgeben gegen den Feind, durch Arbeit für den Feind, zu der die Bedingungen ja überhaupt fehlen, kurz durch „Erfüllung“ den Frieden und Wohlstand wiedergeben können. - Phantasten! - Wann hat sich je ein Volk durch „fluges“ Nachgeben durchgesetzt, oder auch nur die Lebensbedingungen eines Standes geboben? Wann, ja wann? Ihr Schwärmer, man braucht euch gegen eure eigenen Vorteile. Ihr seid das Werkzeug einer Interessengruppe, einer Gruppe, die das gemeinsame Interesse bindet, und dieses ist die Füllung ihres Gebeutels durch Deutschlands Arbeit. Ihr Werkzeuge bist du, Pazifist! Reche mal nach, wieviel Arbeitsstunden in Form von Millionen und Abermillionen Goldmark als Reparationszahlung zur Erfüllung des Dawesplanes aus Deutschland gehen! „Aber wir müssen doch erfüllen!“ wimmert der Pazifist. Und wenn wir mal „Nein!“ sagen? Glaubst du, daß dann wirklich die Flug-

zeugeschwader Berlin in Brand schießen werden? - Phantasi! - Einmal, ein einziges Mal haben wir nicht erfüllt, wir haben „Nein!“ gesagt, als die Entente die „Kriegsverbrecher“ ausgeliefert haben wollte. Berlin steht noch immer!

Ihr schwärmerischen Pazifisten, ihr dünkt euch so erhaben, ihr glaubt auf der Höhe der Menschheit zu stehen, die Zukunft zu verkörpern, und doch wird die Zukunft einst beweisen, daß ihr fäustlich durch Zeitungen und andere jüdische Machtmittel zum Pazifisten erzogen seid, um gegen eure eigenen Vorteile zur Auslaugung Deutschlands als Werkzeug gebraucht zu werden. Ihr, die ihr euch einbildet, daß ihr euch zur Gesteßhöhe durchgerungen habt, bei euch ist es nur dem Indemtum gelungen, eure arische Seele zu erlösen und euch zu Knechten einer Däe zu machen, die unnatürlich ist, da sie jedem gelunden Menschenverstand widerspricht. Mit derselben Berechtigung, wie ihr den Krieg beämpft, könnt ihr auch gegen die Liebe oder das Eien sein. Ihr hättet auch genau denselben Erfolg, daß ihr eben nur selber zerbricht oder niedergebretet werdet, ohne auch nur einen Menschen etwas höher gebracht zu haben. Pazifisten, ihr seid ja nur ausgenutzte Phantasten!

Der Dichter Indjens, Tagore, sagte mal mit Bezug auf den Europäischen Friedenswillen: Ein Fisch, dem der Wasserdruck unbehaglich würde und der fliegen möchte - großartige Däe! - aber für einen Fisch nicht zu verwirklichen. - Ein anderer Geistesführer Indjens, den die Pazifisten selber gerne mal anföhren, Mahatma Gandhi, schrieb: Pazifismus ist dem Frieden tödlich, er ist eine Feigheit und Mangel an Glauben.

Seit Menschengebeuten muß der Mensch essen und sich das Eien durch Kampf erwerben oder sichern. Erzeugen wir nur dafür, daß der Krieg - da er nie zu vermeiden ist - uns als Volk weiter und höher bringt, darauf wollen wir uns innerlich und äußerlich vorbereiten. W. Freyer, Dg. Hamburg.

Zwei Neutrale.

Was ist Neutralität? Wenn zwei sich hauren und ein dritter gukt zu, dann ist er neutral. Aber wehe ihm, wenn er auch nur die Miene verzieht, sobald einer der Kausenden etwas besonders fräufiges abbekommen hat! Der Gestroffene hält den Zuschauer nicht mehr für neutral, während der andere sich ob des dritten „wohlwollender“ Neutralität freut. Also neutral und doch nicht neutral, derselbe Mensch und dieselbe Handlung! Aber solchen Anfinn gibt es, im sogenannten Völkerverrecht.

Wirklich Neutrale kann es also nicht geben, weder Einzelnen noch Völler. Wir Deutschen zählen z. B. die Schweden und Spanien zu den Neutralen. Unsere Feinde sprechen von jenen Völlern als den ausgesprochenen Deutschfeinden. Mit Holland und der Schweiz ging es gleichermäßen. Andererseits werfen uns unsere Feinde noch heute vor, Belgiens Neutralität verlegt zu haben. Und Amerika sei solange neutral geblieben, bis wir durch die „mörderische“ Verrentung der „Philippinen“ uns selbst dieses Land als Gegner auf den Hals geholt hätten.

Ehe die Gegenbeweise gegen Belgiens Neutralität aufmarschieren, sei festgesetzt, daß dies Land nach der Stellung des Reichsgesetzes unter Kaiser Karls Söhne dem Völler zufiel. Es gehörte damit nicht in das westliche, das Frankreich, und war damals überwiegend von Stämmen germanischen Blutes besiedelt. Später war Belgien und Holland Besitz des jenseitigen Habsburg, bis Holland unter Wilhelm von Nassau-Oranien durch die Taten der Land- und Wasserherren seine Freiheit erlangte. Erst 1830 erstand der selbständige Staat der Belgier, ein unnatürliches Gebilde, wie kein Name. Denn Belgier als Volk gab und gibt es heute noch nicht. In der Wehrkraft liegt die Bewohner Namen, also Mutsbrüder unserer Offiziere. Von Süden aber drängen die Wallonen vor, romanischen Ursprungs, teils Franzosen, teils Abkommen von Spaniern und Italienern aus Habsburgs Zeit. Wallonen und abtrünnige Blamen, die Franciscillons, stellen die herrschende Obersicht im Lande dar. Das erklärt auch die Stellung

der leitenden belgischen Kreise zu uns, die wir mit der künftigen Besetzung glänzend ausfallen.

Durch einen Garantievertrag der Großmächte war des belgischen Staates Neutralität gewährleistet worden. Nur ihn kannte Weltmann-Hollweg, als er am 4. August 1914 die Verletzung dieser Neutralität durch uns bedauerte und "Wiedergutmachung" versprach. Dieses Wort hat uns den größten Schaden zugefügt, und ein wirklicher Staatsmann hätte es nicht ausgesprochen. Er hätte aber auch gewußt, daß Belgiens Neutralität schon lange nicht mehr bestand. Am 4. Februar 1887 billigte die englische Zeitung "Standard" für einen Krieg mit Frankreich den deutschen Heeren den Durchzug durch Belgien zu. Juni desselben Jahres bezeichnete ein liberaler Führer Englands den Garantievertrag als unglücklich abgelaufen. Also war der Schutz des kleinen, von uns angeblich verewiglichten Belgiens nur ein Vorwand für England, offen gegen uns in den Krieg zu ziehen.

Aber wir wissen jetzt noch mehr von positiven Abmachungen zwischen England, Frankreich und diesem Belgien. König Ferdinand von Bulgarien erwähnt sie in seinen Reden vom 1. März 1914 in der Lage des Reichstages, dem Obersten von Maslow gegenüber, als feste Bindungen mit Frankreich, Engländer und französische Offiziere reisen vor dem Kriege in Jüri durch das Land, um gemeinsam mit den Belgiern, alles zu besprechen. Nur so ist es erklärlich, daß wir verhältnismäßig schnell auf belgischem Boden auch geschlossenen französischen Truppenteilen begegnen und englische Marinegruppen Antwerpens Besetzung übernehmen können. Denn nach belgischen Akten bestand zwischen England und Belgien bereits seit 1906 ein Militärvertrag.

Schließlich bestätigte ein Belgier selbst, daß er nicht anders handeln würde, als es Deutschland tat. Minister de Broqueville verlegt sich im Gespräch mit dem belgischen Botschafter in Brüssel (März 1914) in die Lage des belgischen Reichstages, dem Obersten von Maslow gegenüber, als feste Bindungen mit Frankreich, Engländer und französische Offiziere reisen vor dem Kriege in Jüri durch das Land, um gemeinsam mit den Belgiern, alles zu besprechen. Nur so ist es erklärlich, daß wir verhältnismäßig schnell auf belgischem Boden auch geschlossenen französischen Truppenteilen begegnen und englische Marinegruppen Antwerpens Besetzung übernehmen können. Denn nach belgischen Akten bestand zwischen England und Belgien bereits seit 1906 ein Militärvertrag.

Schließlich bestätigte ein Belgier selbst, daß er nicht anders handeln würde, als es Deutschland tat. Minister de Broqueville verlegt sich im Gespräch mit dem belgischen Botschafter in Brüssel (März 1914) in die Lage des belgischen Reichstages, dem Obersten von Maslow gegenüber, als feste Bindungen mit Frankreich, Engländer und französische Offiziere reisen vor dem Kriege in Jüri durch das Land, um gemeinsam mit den Belgiern, alles zu besprechen. Nur so ist es erklärlich, daß wir verhältnismäßig schnell auf belgischem Boden auch geschlossenen französischen Truppenteilen begegnen und englische Marinegruppen Antwerpens Besetzung übernehmen können. Denn nach belgischen Akten bestand zwischen England und Belgien bereits seit 1906 ein Militärvertrag.

Halt machten. Und obendrein stahl England dem griechischen Volke die Magneteisenerzwerke auf Euböa. König Konstantin, der sich wehrte, wurde vom Throne verjagt. So eine scheinheilige Gesellschaft spielt sich jetzt als Sittenrichter über uns auf.

Nicht minder schelmhaft ist Amerika. Seine leitenden Kreise, die man am besten in Henry Forbs Buche "Der internationale Jude" kennen lernt, waren nie neutral. Vor dem Kriege bereits besaß ein Geheimvertrag mit England, über den Professor Huber aus St. Louis allerlei Erbauendes erzählt. Im Herbst 1914 verzichtete Amerika auf Englands Wunsch, die Bestimmungen der Londoner Deklaration in der Seefriedensführung gelten zu lassen. Demzufolge wird jedes neutrale Schiff schon in amerikanischen Häfen durch englische Besatzung durchsucht, jedes deutsche im damals offiziell neutralen Amerika natürlich vor allem. Wir haben es nicht vergessen, daß man den siebzehnjährigen Vertreter des Norddeutschen Lloyd, Herrn Bing, ins Gefängnis brachte und auch sonst die amerikanischen Gesetze nur gegen die Deutschen anwendete. Und wir alten Weltstrompfeiler kennen sie noch, die amerikanischen Granaten, die uns bereits 1914 um die Ohren heulten. Englands und Frankreichs Vorräte an Munition waren, wie die unferen, erschöpft, aber unsere Industrie stellte sich schneller um, als die feindliche. Und gerade in diesem Augenblick sprang das "neutrale" Amerika für unsere Feinde in die Bresche. Antifische deutsche Vorstellungen besagten, daß "neutrale" Deutschland könne ja auch Waffen und Munition beziehen. Nur kleine Kinder konnten glauben, daß von einer deutschen Bestellung auch nur ein Stück hätte Amerika verlassen können. Genau so leicht ist der Glaube, wir hätten Amerikas Wohlwollen durch eine Anleihe auch an uns festeln können. Gerade das jüdische Weltkapital hatte ja Deutschlands Vernichtung beschlossen.

Trotz Unterjochungsrieges und der Lusitania stand Amerikas Eintritt in die aktive Kriegführung von vornherein fest; bis zum geeigneten Augenblick, bis man also eine künstliche Kriegsbegeisterung in Amerika herbeigerufen hatte, taten die amerikanischen Volkshäupter Gerards in Berlin, die in Wien und Sofia und Herr Morgenbau in Konstantinopel glänzende Dienste als Spione. Amerikanische Vasse deden ja so mühselos jeden feindlichen Agenten. Dann ließ man die Lusitania ausfahren. Deutschseits wurde das Publikum vor Benutzung dieses Munitionsschiffes noch gewarnt. Einige Zivilisten sind

dann allerdings bei der Explosion mit zum Teufel gefahren. Der theatralische Kriegsgrund war da, die Masse konnte fallen. Bereits im selben Jahre (1917) aber gibt der Amerikaner Wise offen zu, daß Amerika unter allen Umständen an Englands Seite in den Krieg gezogen wäre. Am 26. Januar 1918 betonte ein anderer, Dr. Barthelme, Amerika, oder besser Wilson, hätten England nicht verlassen und Deutschland nicht gewinnen lassen können. Wilson selbst bestätigt diese Ansicht dem Senator Mc. Cumber gegenüber, daß auch ohne U-Bootkrieg Amerika gegen Deutschland ins Feld gezogen wäre.

Wundervoll haben dann die Amerikaner es verstanden, ihrer Hilfe den Sieg über Deutschland zuzuführen. Dabei ist eins klar. Der Geschichtswert unausgebildeter Truppen ist trotz körperlicher Eignung und trefflicher Ausrüstung gering. War eine amerikanische feindliche Division mal ordentlich in das Feuer deutscher Maschinengewehre nester hineingekommen, dann war es aus mit ihr. Der Hauptvorteil, den das amerikanische Heer unseren Feinden brachte, bestand also hauptsächlich darin, daß französische Truppen herausgezogen und als Geschützdivision verwendet werden konnten. Flugzeuge, Tanks, schwere Geschütze und Munition hatte man ja schon jetzt reichlich geliefert.

Wogu all diese Erinnerungen? Belgien, dessen Außenministerium der Anhänger der roten Internationalen Landverderbe befehlet, verurteilt noch heute angebliche Fandere des Kriegsverbrecher. Und Amerika hat in seinen leitenden Kreisen, trotz des Zepellinfluges, nicht eine Spur seines Hasses und seiner Niedertracht gegen uns aufgegeben. Dabei waren es doch einmal "neutrale", also noch nicht die leitenden unter unseren Feinden. Wir aber sollen uns mit ihnen veröhnen? Schau dirhin, Kamerad! Manan der Maas sieht vor unserem Auge und damit so manch, von belgischen Freischützern ermordeter Kamerad. Und hierher ihau! Diejem Kinde nahm ein amerikanisches Geschöß, ein "neutrales", bereits im Oktober 1914 den Vater. Weit über das deutsche Land dehnt sich der Friedhof, darauf die Million deutscher Frauen und Kinder ruhen, die Englands Hungerblockade morden konnte, weil das "neutrale" Amerika es duldet; Blut fließt also zwischen uns, Blut, deutsches Blut, das wieder zu fließen beginnt, wenn der Wörber an den Toten herantritt. Nach Rache schreit es. Mag das Deutschland von heute seine Welfen! Die Welfengeschichte ist immer noch das Weltgericht gewesen! Erich Hammer.

Stimmen aus Walhall

Gedenktage.

- 1917: 11. 3. Ausbruch der russischen Revolution.
- 1916: 13. 3. Beginn der fünften italienischen Spionagenoffensive (bis 16. 3.)
- 1916: 14. 3. Die Deutschen erklären die Höhe "Toten Mann".
- 1918: 14. 3. Einnahme von Odessa durch die Deutschen.
- 1917: 15. 3. Abtunung des Zaren Nikolaus von Rußland.
- 1813: 17. 3. Friedrich Wilhelms III. Aufruf "An mein Volk". Errichtung der preuß. Landwehr.
- 1915: 17. 3. Zweiter Einbruch der Russen in Ostpreußen. Wünderung Memels.
- 1915: 18. 3. Niederlage der Entente an den Dardanellen.
- 1915: 20. 3. Ende der Winterkämpfe in der Champagne (21. 2. bis 20. 3.).

Königin Luise's Vermächtnis.

Zu ihrem 150. Geburtstag am 10. März.

Als die letzte deutsche Kaiserin ihre Augen schloß, am Herzen krank und feilsch gebrochen von Deutschlands Zusammenbruch und Schande, da dachte gewiß gar mancher Deutsche an Preußens Königin Luise zurück und verglich mit ihrem Schicksal und Ende das der deutschen Kaiserin. Mit Recht! Denn auch Königin Luise vermochte den tragischen Zusammenbruch des Preußens Friedrichs des Großen ebenbürtig zu ertragen, wie Kaiserin Auguste Viktoria das des Kaiserreichs Wilhelms I. Nun sind 150 Jahre vergangen, seit Königin Luise ihren Vaterlande gegeben wurde und gewiß wird mancher Deutsche, der noch nicht auf dem Boden der Tassachen steht, seine Blide anderhalb Jahrhundert rückwärts gleiten lassen, um sich an dem Schicksal Luise's anzuschließen und aus ihm, dem schon so bald Aufstieg und neuer Glanz folgten, neue Kraft zu neuer vaterländischer Arbeit zu schöpfen, auch wenn die sozialistische Presse ihr Andenken gerade so wie das des großen Königs zu verbunkeln und zu verfluchen sucht. Gewiß hat sich um die Königin Luise ein Eigenkreis gebildet, so wie es bei allen Menschen der Fall ist, die über die Masse der Menschheit emporragen, doch ebenbürtig ist es, daß der Kernpunkt all dieser vorgeblichen Legenden echt, wahr und unerfälscht ist. Nur wer heute da sein Willens ist im Volke, wird nicht in Liebe und Verehrung vor dem Bilde Luise's stehen bleiben. Diese etwa betreten zu wollen, ist Sippusarbeit. Für die aber, die in euer Willens sind, sei heute ein kurzes Charakterbild jener Königin gezeichnet, von der ihre Hofmeisterin, Gräfin von Hof, schrieb:

"Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut und reizend zugleich und der Kronprinz ist ein so reizender vortrefflicher Mann, daß man ihm das seltenste Glück einer solchen Ehe, den Besitz eines solchen Gatten, lang gönnt." Leute von heute werden es gewiß Byzantinismus, Schwelgerei und Liebesdramatik nennen, wenn ich das vorbildliche Familien- und Eheleben des Königs-paares als etwas besonderes hervorhebe, wenn ich berichte, daß die Königin einst in einem Briefe an einen Leipziger Professor meinte: "Allerdings ist es mein heißester, liebster Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähere ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen." Oder wenn ich verrate, daß der

große Bildhauer Schadow einmal sagte: "wie woblätig das Beispiel Friedrich Wilhelms III. wirkte, die stille Hauslichkeit, die Schönheit und Brautheit der Königin." Selbstverständlich wird die Welt am Montag, die am 22. Februar einen widerwärtigen Schmäherartikel über die "dynastische Sentimentalität" bezog, wenn ich es als "dynastische Sentimentalität" bezeichne, wenn ich den Leuten ein Bild des innigen Familienlebens auf der Fraueninsel entwickle. Trotzdem verlangt es der historische Wahrheitstrang, der Königin Luise gerecht zu werden, und den verpetzten Nimenchen von heute zu zeigen, daß auch eine Königin zuerst Mensch sein kann und schließlich auch nichts anderes ist, und sich als nichts anderes fühlt, wie andere Erdkinder, nur daß sie durch Zufall eine Krone trägt. Und, Königin zu sein, verpflichtet! Doch im Glück sonnig zu sein, ist leicht. Luise's leibliche Größe aber wuchs mit dem Anglud des Vaterlandes, das mit dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld und der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt wie ein Blitz aus schwarzer Wetterwolke hereinbrach. Mit einem Schläge war das weitere Jugendglück der Königin zerstört und der Ernst des Lebens in schredlichster Gestalt an dessen Stelle getreten. Sie floh nach dem Schloße von Schwedt. "Ihr seht mich in Tränen" — sagte sie den ihr nachelenden Söhnen. "Ich beweine das schwere Geschick, das uns betroffen hat. Der König hat sich in der Tüchtigkeit seiner Kaiserin und ihrer Führer geirrt und so haben wir unterliegen sollen und müssen flüchten." Doch sobald die erste Erschütterung überdunnen war, fand sie sich in edler Seelenstärke wieder und wies ihre Söhne auf die Hoffnung hin, die sie aus Preußens ruhmvoller Vergangenheit zu schöpfen hätten: "Ich lebe" — sagte sie zu ihnen — "ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es gibt keinen Preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr."

"Lasset euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinarbeiten. Werdet Männer und getzet nach dem Ruhme großer Heldherren und Soldaten. Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlt, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Enteln des großen Friedrich unwürdig sein. Kommt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebungen Staat nicht wieder aufzurichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand geludt hat."

Während der nächsten Monate stieg die Not noch höher. Schwer an Pophus erkrankt, wurde Luise nach Memel gebracht, wo sich auch Prinz Wilhelm an derselben Krankheit niederlegte. Doch die Königin blieb stark und ließ sich nicht niederbeugen. Damals prägte sie die folgen Worte: "Ich gehe unter mit Ehren, gedachtet von Millionen, und werden ewig Ruhme haben, weil wir sie verdienen." Eine Flucht nach Ausland wurde durch den Kaiser Friedensschluss überflüssig. Es war ein ähnliches Diktat wie das von Versailles 1919. Wiederrum zeigte sich der nicht zu beugende Charakter der Königin. Sie verkaufte ihre Schmuckstücke und goldenen Tafelgeräte, pfeifte von idemem Gelför, und begnügte sich mit den ihrigen mit den einfachsten Mahlzeiten. So erludren schon damals ihre Söhne den bitteren Ernst des Lebens an eigenen Leibe und lernten die in ihrer Tüchtigkeit ihnen von den Eltern gemachten Weisungen erst recht achten, was von hoher erzieherischer Wirkung war. In Gesellschaft von Stein, Scharnhorst und Oelsenau nahmen sie in sich die Ideen zur Reform des preußischen Staates auf und legten dadurch tausend fruchtbare Keime

in Hirn und Seele. Sie lernten auch erkennen, was es heißt, die Liebe eines Volkes zu erwerben und zu besitzen, denn gerade jetzt, im Anglud, zeigte sich die Liebe des Preußenvolkes zum Königs-paare in strahlendem Lichte.

So verging das Jahr 1808, und 1809 begann und mit ihm der Erhebungsversuch Oesterreichs. Als Napoleon die Oesterreicher jedoch an der Donau schlug, rief Luise in ihrem Schmerz: "Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann aber Germania!" Kurz vor der Geburt ihres jüngsten vierten Kindes schrieb sie an ihren Vater:

"Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer; doch für jetzt, für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Schicksals bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht täglich glücklich, doch was mehr sagen will, genügt mir."

Wir sind eingedankelt auf den Vorberren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns."

An jenen Briefe an ihren Vater entwirft Königin Luise auch ein scharfes Charakterbild ihrer Kinder, aus dem das treffliche Urteil über den Prinzen Wilhelm, den späteren Kaiser Wilhelm I. am bemerkenswertesten war: "Aner Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, biedert und verständig."

"Es mag kommen was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glücklich sein", so schrieb jener von großer Seelenstärke, Seelenreichtum und klarem Blick zugehende Brief. "Ich belage mich nicht" — so sagte sie damals — "daß meine Lebenslage in diese Angludsepoche fielen. Willst du gab mein Leben Kindern das Leben, die einst zum Wohle der Menschheit beitragen werden." Fürwar, noch nie zuvor hatte ein getriebenes Haupt die Erziehung der Kinder und das Wohl der Menschheit so über den Glanz des Thrones gestellt, wie damals die unglückliche Königin Luise!

Ende 1809 schied der königliche Hof von Ostpreußen nach Berlin zurück. Anfang 1810 erkrankte die Königin wieder. Das Anglud des geliebten Vaterlandes, das für sie in der Hauptsache besonders sichtbar war, nagte an ihrer Brust und fraß an ihrer Seele. Der Arzt stellte ein schweres unheilbares Brustleiden fest. Die eigentliche Todesursache lag noch tiefer: Die furchtbare Schmach und Not von Volk und Vaterland machten dem reichen Leben von Preußens Königin am 19. Juli 1810 ein sanftes Ende. Dem Jul die selben Jahres ward sie im Berliner Dom beigesetzt, wo sie vor Weihnachten in das Charlottenburger Mausoleum überführt wurde, wo heute das von Rauch's Meisterhand gefasene Marmorbildnis die Stelle bezeichnet, wo "unser Luise" schlief. Niemand gab die Stimmung des Volkes über ihren Heimgang treffender wieder, als Theodor Körner in seinem Sonett:

"Du schliffst so leicht, die stillen Flügel hauchend noch deines Lebens, fahne Träume wieder; der Schummer nur lenkt seine Flügel nieder und heller Blide schliefst die klaren Augen."

So schlummerte fort bis seines Volkes Brüder, wenn Flammeneisen von den Bergen rauchen, mit Gott verlobt, die reißigen Schwerter draußen, das Leben offenbart für die höchsten Güter!

Sie führt der Herr durch Nacht um sein Verderben; so sollen wir im Kampf uns Heil erwerben, daß uns're Entel als freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Ruhe, dann auf dein Volk, dann deutsche Frau erwache, ein guter Engel führt die gute Sache."

Hans Webersfeldt.

Aus dem großen Völkerbunde

Subetenbeutischer Brief

vom Abgeordneten Hans Krebs,
Mitglied der Prager Nationalistenversammlung.

Seit zwei Monaten ist das Parlament in der tschechoslowakischen Republik untätig. Nicht als ob hierzulande eine Arbeit auf gesetzgeberischem Gebiete überflüssig wäre. Im Gegenteil! Eine ganze Annahme wichtiger Fragen harren der Lösung: Das neue Staatsbeamtenbefehlsgesetz, die Durchführung der Sozialversicherung, das Bau- und Wohnungsgesetz, die Steuerreform. Das sind nur einige der wichtigsten Vorlagen, die jede für sich, wochen- und monatslange Beratung erfordern würden. Aber die tschechische Regierung berief das Parlament nicht ein. Sie fürchtete, und das mit Recht, daß die Opposition bei jeder dieser Vorlagen immer wieder, die überall brennend werdende Frage der nationalen Selbstverwaltung der nichttschechischen Völker zur Sprache bringen werden. Und da die Regierung weder das Abgeordnetenhaus noch den Senat zusammenrief, warf die Opposition auf Grund des § 40 der Geschäftsordnung dem Präsidium des Abgeordnetenhauses ein, abnormally von 140 Abgeordneten unterfertigte Begehren auf den Tisch, wonach das Abgeordnetenhaus binnen drei Tagen einzuberufen war. Da hat sich nun das Präsidium eine unerhörte Handlung geleistet! Wohl hatte es das Abgeordnetenhaus für den 16. Februar i. J., „aus eigener Initiative“ einberufen, aber es hat auch unter Protest des deutschen Parlamentsvorsprechenden, Univ.-Prof. Abg. Dr. Spina, beschlossen, die Fortsetzung der Opposition nach so fortiger Einberufung des Abgeordnetenhauses abzulehnen, weil — es nicht überprüft werden könne, ob alle 140 Unterfertigten unter dem Begehren echt seien! Mit betriebligen ungeheuerlichen und verlogenen Argumenten verurteilte die tschechische Regierungsmehrheit die oppositionellen Anträge unmöglich zu machen. Daß es sich hier um nichts anderes, als um eine neue Verlesung der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses und um eine schwere Beleidigung und Verhöhnung der gesamten Opposition handelt, wurde dem Parlamentsbevollmächtigten in Prag am 16. Februar sehr deutlich gesagt. Die Subetenbeutischen, Magyaren und Slowaken sind über diese unerhörte Behandlung empört und es ist keine Frage, daß das tschechische Abgeordnetenhaus gleich bei seiner nächsten Sitzung wieder der Schlußkampf schwerer Kämpfe sein wird.

Der Fernerlebende wird den Sinn all dieser Kämpfe um scheinbare Formalitäten kaum richtig verstehen. Für die Subetenbeutischen, die Magyaren und Slowaken mit ihren 140 Abgeordneten (unter 300), handelt es sich in ihrem Kampfe hauptsächlich um ihre Existenz in der Tschechoslowakei. Ganz offensichtlich geht das Abgeordnetenhaus der tschechischen Beamten werden anzuweisen, der Grundbesitz enteignet und an tschechische Gläubiger um einen Pauschalpreis verkauft, die Kleinbauern und Fischer der alten Großgrundbesitzer von ihrer Scholle vertrieben, das Schuldenverhältnis zu eingeschränkt, daß es fast der Vernichtung preisgegeben wird. Dabei wütet die Steuererschauung gegen den deutschen Gewerbetreibenden, Arzt, Rechtsanwalt und Landwirt und bringt ihn an den Rand des Verderbens. Man behende die Lage: Der deutsche Beamte im Staatsdienst ist durch das Abbaugesetz buchstäblich verhöhnt, die deutschen Beamten der Städte stehen, vom Sprachengesetz bedroht, vor ihren Entlassungen, die Industrie ist durch die Steuerpolitik unrentabel gemacht und die in den großen deutschen Betrieben beschäftigten Arbeiter und besonders die Beamten dezimiert. Wo soll da der kaufkräftige Kundentrieb für den

Gewerbetreibenden, den Handwerker, herkommen. Ärzte und Rechtsanwältin, selbst die ältesten und eingefleischtesten, stehen vor dem Nichts. Was der „natürliche“ Zustand nicht ohne weiteres an Vernichtung vollbringt, das vertritt Leberfäule und Hopfen. Wir sind Fälle bekannt, wo die Steuerforderungen bei Deutschen das Gesamteinkommen überschreiten. Der Erfolg ist bald sichtbar, er heißt: wirtschaftlicher Ruin.

Eben kommt die Nachricht, daß die tschechische Regierung auf Grund des Sprachengesetzes vom 29. Februar 1920, die Durchführungsvorderordnung erlassen ließe. Sie übertrifft die schlimmsten Befürchtungen. Nicht nur, daß die Regierung nunmehr den letzten Deutschen



Eisenbahnen entlassen kann — nein, kann via facti — die Gemeindeautonomie ausfallen. Selbst in rein deutschen Städten, die 90 Prozent und mehr Deutsche zählen, in denen es also ja gut wie gar keine Tschechen gibt, muß sowohl der freigewählte Bürgermeister, wie dessen Stellvertreter, der tschechischen Sprache mächtig sein. Alle deutschen Gemeindevorstände müssen die tschechische Sprache kennen und alle amtlichen Erhebungen der Gemeinde haben in tschechischer Sprache zu erfolgen! In allen Gemeinden muß, wenn auch nur ein einziger Tscheche in der Gemeindevertretung es verlangt, jeder Antrag in tschechischer Sprache gestellt werden. — Es ist heute noch unmöglich, die hundert Paragraphen umfassende Sprachenerordnung, die zwanzig Hauptpunkte umfaßt, auf alle Möglichkeiten zu überprüfen. Ich werde in einem besonderen Aufsatz über dieses Kapitel, des Kampfes gegen die deutsche Sprache, eingehend schreiben.

Mehr als je lebt vor dem Subetenbeutischen Volk die Frage: Was soll geschehen? Langsam, zäh und mit allen Nachmitteln ausgestattet, entzieht ihm das an der Herrschaft stehende Tschechentum Boden, Schule, Arbeitsplatz und Lebensraum. Was soll mit diesem Volk, was mit seiner Jugend geschehen? Clemenceau hat nach Abschluß des Weltkrieges in den Deutschen prophezeit: „Auswandern oder — verhungern!“

Brief aus Mexiko.

Die Verhältnisse hier im Lande sind recht gespannt. Es machen sich Symptome bemerkbar, die auf eine bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Regierung und Anzuerkennenden schließen lassen. Die letzten Aufstandsbewegungen in Aguascalientes und Cuernavaca geben zu denken. Die Anzuerkennenden im General sind groß. Ob die Regierung die nötige Energie aufbringen wird, um Herr der Lage

zu bleiben, wird die nächste Zukunft lehren. Hierbei spielt natürlich die Hauptrolle der nördliche Nachbar.

Die neue Auswanderungsgesetzgebung, die neuen Bestimmungen über Petroleum, dazu die bereits bestehenden Reibungen wegen der Agrargesetze, haben abermals eine sehr gespannte Lage zwischen Nordamerika und hier geschaffen. Die amerikanische, der Wallstreet nahegelegene Presse, ergeht sich in mehr oder weniger scharfen Angriffen gegen die hiesige Verwaltung. Hefigste gegen Mexiko werden in den Vereinigten Staaten aufgeführt, kurz die ganzen Register aufgelesen, welche darauf schließen lassen, daß man in Washington unzufrieden mit der mexikanischen Regierung ist. Unter den in den Staaten lebenden mexikanischen Emigranten sind viele, die sich jederzeit für einen großen Aufstand gewinnen lassen werden. Die hiesige Regierung begeht Fehler auf Fehler, so die fürstliche öffentliche Vertretung, daß man mexikanischerseits keine Anleihen im Auslande aufnehmen werde, während man in New-York doch (gegen entsprechende Garantien natürlich) gar zu gern Geld hier anlegen möchte. Alles dies zusammen läßt die Gefahren für den inneren Frieden äußerst greifbarer erscheinen, umso mehr als die Anzahl der wirklichen Anhänger der Regierung im Lande selbst viel niedriger ist, als die ihrer Gegner.

Wie aus bester Quelle verlautet, soll Ausfisch vorhanden sein, daß wir hier auf Konkult und Geländeschaft die schwarz-weiß-rote Flagge der Handelsmarine (mit dem schwarz-rot-goldenen Abzeichen) bekommen, falls die Kolonie gegen Herrn Eugen Will abruft. (Herr Eugen Will, der deutsche Gesandte in Mexiko, hatte bekanntlich im Herbst vorigen Jahres, als die deutsche Kolonie in Mexiko gegen einen dort aufgeführten amerikanischen deutschfeindlichen Heffilm Front machte und Schwierigkeiten mit den Behörden bekam, es abgelehnt, sich für die Deutschen einzusetzen. Die Schriftleitung.) Da inzwischen ja eine Einigung erzielt ist, so darf ja wohl Hoffnung gesetzt werden, daß die Absicht zur Wirklichkeit wird.

International.

Zeitungsanzeige: Tanzpalast Bonbonnière, das holländische die Melody Orchestra. — Ein Tanzpalast mit französischem Namen und eine holländische Musik mit englischem Namen klinge uns ein höchst komisch vor, wenn die Anzeige nicht unter anderem im 8 Uhr-Abendblatt stünde, das sich auch National-Zeitung schimpfen läßt. Bedacht: Die Internationale erkämpft das Menschenrecht.

Zahlen.

Die Moskauer „Araba“ meldet folgendes: In der Ukraine sind zurzeit 104 000 elternlose Kinder vorhanden, 83 000 von ihnen haben in Kinderhäusern Unterkunft gefunden, während 21 000 auf der Straße leben. Die Zahl dieser Kinder, die kein Heim haben, wächst täglich.

Vornehmes Konditorei-Kaffee der Neustadt

PARSIFAL

Dresden-N. / Ecke Bautzener- und Kurfürstenstraße
Fernsprecher 14670 / Inhaber A. Mehlhorn

Verleger und verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kloppe.
Verantwortlich für den Anzeigenteil Paul Döring; für die Anzeigenteilungsdirektion Paul F. Beyer. Schriftleitung Mittelstraße 11/13. Verlag und Druck Karas & Koeneder, familiär in Halle a. S.

Am Scherenfernrohr der Zeit.

Während in Europa alle „großen Staatsmänner“ frampfhaf bemitt sind, sich gegenseitig über's Ohr zu hauen, hat Abd el Krim die italienischen Völkerbundsmitglieder benutzt, um seinerleits zur „Realpolitik“ zurückzukehren.

Die Afrikaner haben sich unter Abd el Krim zu einer Einheit zusammengeschlossen, sie erkennen ein als ihren Selbstweilken, für ihre Freiheit kämpfenden Führer an und beginnen auch schon, Gemeinschaftsgefühle zu zeigen. Die gemeinsame äußere Gefahr hat ihnen den inneren Frieden gebracht, sogar die Blutrache, die seit über tausend Jahren bei ihnen geherrsch hat, ist vollkommen abgeschafft. An ihre Stelle ist die Todesstrafe für Mörder getreten.

Ihr glückliches Volk der fahlen, wilden Berge, wie beneden wir euch! Bei euch herrscht das, was dem deutschen Volke noch so sehr fehlt: das Gefühl des gemeinsamen Verbundenheits durch das gemeinsame Schicksal. Freie, hundertjährige, in Dienste des Weltantagonismus stehende Eindringlinge wollen diesem Heinen tapferen Völkchen die Freiheit rauben, weil sich in ihrem Bereich reiche Bodenschätze befinden! Diese Bodenschätze in ihre Hand zu bekommen, das ist das eigentliche Ziel der dort eindringenden Franzosen und Spanier!

Aus Orient wird gemeldet, daß Armenier in Damaskus unter den Mohammedanern ein Blutbad angerichtet haben. Daran erkennt man wieder so recht, wie Frankreich in Syrien die Rechte der unterdrückten Völker vertritt. Aber 600 Mohammedaner wurden hingemetzelt und weit über 1500 Häuser zerstört. Armenische Soldaten in französischen Diensten waren es, die dies vollbrachten. — Wir erinnern uns dabei an die französische Begünstigung polnischer Morde und Mäuerereien während der Besetzung in Oberschlesien, genau daselbe Wohlwollen der „grande nation“ für die Rechte des eigentlich durch ihre Besetzung zu schützenden Landes. — Überall greift uns das brutale Gesicht der frechen Vergewaltigung entgegen, ob in Marokko, oder in Syrien, oder in der Tschecho-Slowakei,

in Oesterreich, Südtirol, Elsaß-Lothringen, Saargebiet, Cypen-Malmeby, Nordböhmen oder Memel und Polen! Auch Indien, China, Rußland, die Klamen, die Türkei, alles löst unter der Krone der Vergewaltigung und Ausbeutung durch die Schergen des Weltkapitalismus!

In China befindet sich die Tschechenslins in hartem Kampf bei Tientsin, die Bevölkerung flüchtet überall beim Anmarsch irgendwelcher Truppen, weil sie alle plündern, Mord und Völschlag sind an der Tagesordnung, eine Partei beläuft die andere bis zur Selbstzerfleischung. Wupeifu belagert Sintang, die Truppen haufen dort derartig graulich, daß sich der Bevölkerung eine wahnsinnige Aufregung bemächtigt hat. — Japan verliert, von Rußen aus weiter Fuß in China zu fassen. — Sowjetrußland unterstützt nach bedächtigem Mühen mal die eine, dann die andere Armee, so daß andauernde Wäring, wechselndes Kriegszustand eine Verhütung in China verhindern. — Inbessenen verführt England durch brutale Maßnahmen im Süden weitere Ausbeutungen vorzunehmen. Wir sehen an dem Verhalten aller dieser auswärtigen Mächte einen gemeinlichen Zug: Ausbeutung, Unruhe schießen und Unterdrückung. — Hier, im fernen Osten, reichen sich beide Arme des Weltkapitalismus die Hand zu gemeinlichem Handeln. Der gewaltige Arm des westlichen Kapitalismus findet hier seinen Bruder und Kampfgenossen gegen die freie Entwicklung der Völker in Kultur und Masse, die asiatische Bestie des Völschewismus. — Weltkapitalismus und Völschewismus haben gemeinsame Wesensmerkmale: Unterdrückung, brutale Gewalt, schlechtes Gift, niederreißende, zerstörende Arbeit, Kulturvernichtung, Rassenverfälschung und schließlich Chaos, endgültige Vernichtung des Eigenlebens und der Bluts-gemeinschaft zugunsten des Audentums. Denn der Weltkapitalismus wird von Duben geleitet und der Völschewismus ebenfalls. —

Die Reichspost in Berlin hat einen herben Verlust zu beklagen: folgende jüdische „Finanzgrößen“ sind stillschweigend verbannt und haben „veressen“ ihre Fernspreckgebühren zu bezahlen:

1. Georg Fuchs aus Prag.
2. Anatole Gutmann aus Moskau.
3. Barry Gumboldt aus Danzig.
4. Albert Grünthal aus Prag.
5. Arnold Goldstein aus Emma.
6. Deime Guardiola, Geschäftsführer der Cisperte S. m. b. H.
7. David Hausmann.
8. Marius Feunberger aus Krakau.
9. Bernhard Zolowitsch aus Kiew (Kr. Odessa).

Die Reichspost wird in Zukunft bei Ausländern, die die Fernspreckgebühren schuldig gelassen sind und bei denen das Verwaltungsverfahren fruchtlos verlaufen ist, die Entziehung der Aufenthaltserlaubnis und die sofortige Ausweisung bei der zuständigen Polizeibehörde beantragen. Es wird höchste Zeit, daß gegen das lächerlich-sittlichende Betreiben von jüdischen Schiebern mit dem Fernspreck „unblant noch“ eingeschritten wird. Wo bleiben denn die Schieber, wenn's ihnen an den Krügen gehen soll? Sie drücken sich und entschuldigen dank ihrer internationalen Beziehungen ins Ausland. — So worten wir z. B. immer noch beschliff auf die Rückkehr des Betrügers Holzmann, dem es inbessenen in Brüssel recht gut zu gehen scheint. —

Die Tschechen haben nunmehr einen Erlaß auf Grund der neuen sogenannten „Sprachenerordnung“ für das polnische Ländchen herausgegeben, in dem allen dortigen Deutschen und das sind über 80 Prozent der Bevölkerung, verboten, ihre Kinder in deutsche Schulen zu schicken. — Das Raubgeschick wird immer frecher, weil wir nichts für unsere bedrängten Volksgenossen tun. — Middel, denke an dein Recht, aber auch an deine Pflichten!

Die Doppelreihe in Graevenstein, das Einbild schleswig-holsteinischer Einigkeit, ist von den Dänen gefällt worden. Die dortige Bevölkerung, natürlich, wie ja überall in den geraubten Gebieten, ferndeutlich, ist empört und erbittert darüber. Doch hat sich die Meinung und die Hoffnung verbreitet, daß die Eiche einst neu und mächtiger ersehen wird. —

Nicht so, deutsch sein und nicht verzagen! Deutsches Volk, lerne von deinen unterdrückten Brüdern! In welterschütternden Ereignissen ist noch nachzutragen, daß sich in Budapest ein Kellner erschossen hat, weil er ein Kreuzworträtsel nicht lösen konnte. P. K.



Der einarmige Jakob

Eine Erzählung aus den oberschlesischen Schredentagen 1919/21
von Bruno Nemiš
(10. Fortsetzung)

Die Wangen des Franzosen wurden blaß vor Furcht, was erkennen ließ, daß er eine unbeschreibliche Angst vor diesem mutigen Deutschen besaß, der ihm trotz seines einen Armes Gegenwehr zu leisten wagte.

Eine gute Stunde suchten die Franzosen, es waren wohl derer zwanzig, nach den angeblich versteckten Waffen, doch vergebens.

Als nichts zu finden war, zogen die französischen Heldensöhne ab und ließen das Haus in einer Verfassung zurück, die ihrer vielgerühmten „Kultur“ entsprach.

Großen Verdruß davon hatte natürlich Franzit, der für sich aus der Sache ein gutes Geschäft zu machen geglaubt hatte. Mit saurer Miene sah er die Franzosen ununterrichteter Dinge, dazu auch noch ohne Jakob, wieder abziehen.

Damit gab sich aber dieser Schuft keineswegs zufrieden, im Gegenteil, er erfaud immer wieder andere Vorgehen gegen Jakob, und legte es darauf an, ihn im Dorfe unmöglich zu machen. Außerdem litt er noch an einer fixen Idee, es war nämlich in der letzten Zeit zwischen ihm und dem alten Wittowski eine starke Trübung entstanden und dies war die Ablehnung seiner Bewerbung um Jadwiga, was für dieses minderwertige Subjekt eine bittere Enttäufung bedeutete, an der er zähneknirschend würgte. Obendrein meinte er noch erlannt zu haben, daß die gesamte polnische Propaganda doch keine wirkliche Frucht mehr bringen könnte, und daß an der ganzen Sache schon Hopfen und Malz verloren sei, so daß mit der Errichtung einer starken polnischen Uebermacht im Dorfe taum noch zu rechnen wäre. Wohin sollte er dies führen? Früher oder später mußte er sich wohl auf einen Fußtritt seiner polnischen Brüder gefaßt machen, denn „der Wobz hatte seine Schuldigkeit getan, der Wobz tann gehen“. Die Leute in Warschau würden ihn vielleicht heute noch gebrauchen, aber ob morgen noch, wer wußte es? Er lag ihnen eben zu sehr schon „auf der Tasche“ und Geld brauchte Franzit dauernd. Wenn die Sache nicht bald klappen sollte, konnte es um ihn geschehen sein und man ließ ihn eben fallen. Er wollte ein gutes Leben führen, darum tat er für Geld alles, was ihm möglich und erreichbar war. Noch ehe er aber die Hinte ins Korn warf, wollte er noch einen großen Schlag ausführen, dann konnten sie ihn ja alle suchen, auch die Polen, wenn er von ihnen nichts mehr zu erwarten hatte.

So hatte er es sich ausgedacht und so wollte er es auch ausführen; sein Plan war fertig. —

„Off der Vater zu Haus?“

Jadwiga, die gerade eifrig bei der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt war, eilte, nachdem sie draußen eine Stimme hörte, zur Tür, um zu sehen, wer den Vater sprechen wollte.

Sie erschrak aber sichtlich, als dieser verkommene Mensch vor ihr stand. Seine Augen hingen so leidenschaftlich an ihr, wie die eines Raubtieres, zu alledem machte er noch den Eindruck eines der schlimmsten Truntenbolde.

Jadwiga hatte vor diesem widerlichen Menschen immer Furcht und Entsetzen gehabt; heute aber, als sie ihn sah, wieder mehr denn je. Ehe er etwas gegen sie unternehmen konnte, hatte sie ihm auch schon die Türe, ohne ein Wort zu verlieren, vor der Nase zugeschlagen. Das traf ihn hart; während zerdrückte er einen harten Fluch zwischen seinen Zähnen. „Warte nur, du hochnässige Person“, sprach er leise vor sich hin, „bich werde ich schon noch klein kriegen“, und verschwand eilends.

Abends trafen sich Franzit und der alte Wittowski, wie gewöhnlich, im Wirtshaus. Bei einer Flasche Schnaps wurde über die wichtigsten Tagesereignisse gesprochen und meistens gab es auch irgend eine Sache zu drehen.

Franzit war heute wieder einmal offensichtlich sehr verstimmt. „Eine feine Tochter hast du, das muß man sagen, sie haut einem mir nichts dir nichts einfach die Tür vor der Nase zu, wenn man bescheiden etwas anfragen will.“

Der alte Wittowski lächelte dazu stark ironisch.

„Ich kann dir nicht helfen, Franzit, ich habe es dir schon oft gesagt, daß Jadwiga dich nicht leiden mag.“

Franzits zornglühende Blide suchten den alten Wittowski zu verschlingen. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß beinahe die Gläser zerprangen. „Pisa krew“, brüllte er ihn an, „sie kann mich sonstwo suchen, aber sie braucht mich nicht so zu behandeln, wie einen dummen Schulsungen, verstanden? Ich werde sie doch nicht gleich auffressen.“

„Beruhige dich, Franzit“, wandte Wittowski ein, „wir sind doch hierher gekommen, um uns über etwas wichtigeres zu unterhalten.“

Franzit veränderte sein Mienebild und begann zu schmunzeln. „Du hast Recht, Wittowski, gerade heute hätte ich dir etwas sehr wichtiges mitzuteilen, was dich wohl auch sehr erfreuen wird“, mit diesen Worten reichte ihm Franzit einen Brief hin.

Der alte Wittowski griff bedächtig nach diesem Briefe, der übrigens schon geöffnet war. Von Neugierde getrieben, nahm er hastig den Inhalt heraus und las:

„Wertier Herr Kraszczol. Bezugnehmend auf unsere letzte Unterredung teile ich Ihnen heute zum allerletzten Male mit, daß ich mit dem bewußten Kaufpreis des gesamten Waffenlagers aus die äußerste Grenze von Mk. 50 000.— heruntergegangen bin. Das ist mein allerletztes Angebot, ich kann hierbei nur versichern, daß ich dieses Lager in normalen Umständen mit einer gut zwanzigsachen höheren Summe veranschlagen müßte. Diese so selten günstige Gelegenheit nicht zu benutzen, könnten Sie vielleicht später einmal bereuen.“

„Ich erwarte Sie darum heute Abend bestimmt an unserem verabredeten Orte zur üblichen Stunde.“ Gruß Weller.“

Mit zufriedenerm Schmunzeln legte der alte Wittowski den Brief beiseite und sprach: „Wierona, das wäre doch ein feines Geschäft!“ „Ein Bombengeschäft“, sagte Franzit mit zynischem Lächeln, „halte bloß bis dahin deine Fresse und sage niemand etwas davon. Wir wollen ein großes Geschäft daraus dechseln, der Lubowitsch zahlt uns gern den doppelten Preis dafür, nur an dir liegt es allein, du mußt den Betrag von 50 000 Mk. heute Abend noch mitbringen, alles andere laß' mich besorgen.“

Der alte Wittowski nidte zufrieden mit dem Kopfe.

„Das werde ich machen, Franzit, selbstverständlich, wenn es heißt etwas für unser Land Polen zu unternehmen, da bin ich immer dabei, das weißt du ganz genau.“

Es dauerte nicht lange, da trennten sich die beiden Genossen mit einer Verabredung.

Grau und öde lag die lange Landstraße da, die Dorf und Stadt verband, inmitten teils fruchtbarer, teils unbebauter Felder, an mächtigen Schladenhälden vorbei, die hin und wieder durch liebliche Wälder unterbrochen waren.

Einige Minuten vor Mitternacht stand zu der verabredeten Zeit, da, wo sich der Waldweg mit der Landstraße kreuzt, eine verummte Gestalt. Man vernahm nichts als das Auf und Ab schneller und heftiger Schritte, und das Klappern von Zähen. Der einsame Wanderer sah zu frieren, trotzdem er in einen langen schwarzen Mantel gehüllt war; einen großen Hut hatte er sich so tief in die Augen gezogen, so daß niemand um diese mitternächtige Stunde die verummte Gestalt erkannt haben würde.

Bald drang aus der Ferne ein deutlich wahrnehmbares Geräusch an sein Ohr. Es war das Rollen eines näherkommenden Wagens. Langsam hob er seinen Kopf, ein zynisches Lachen verzerrte sein Gesicht, von der Art, wie man es nie wieder vergißt. „Endlich, aba, er hat also doch Wort gehalten, dieser dumme Kerl“, murmelte der unheimliche Burche vor sich hin.

Und nach wenigen Minuten machte ein Bauernwagen, auf dem zwei Männer hockten und die ihn mit lautem Hallo begrüßten, bei ihm Halt. Mit den Worten „na, Franzil, bist du aber pünktlich“, begrüßte ihn der Aeltere.

Unter dem breiten schwarzen Hute funkelten zwei bligende Augen entgegen. Daß noch jemand mit dem Alten kam, war nicht verabredet gewesen, doch flugerweise ließ er darüber sein Wort verlauten und stieg auf den Wagen, wo er sich neben dem Alten niederließ.

Ignaz, Wittfowskis jüngster Sohn, der seinen Vater begleitete, schwang die Peitsche und jetzt ging es wieder im Trabe weiter auf dem Wege, der zu dem verabredeten Platze führen sollte. Nach einer Weile führen sie in eine stodunkle Waldschneise ein, wo Franzil und der alte Wittfowski abstiegen, während Ignaz die Obhut bei den Pferden übernahm.

Die beiden Männer verschwanden im dichten Gehölz, um sie herum war es totentille. Raun war der Himmel zu sehen und wie ein unheimliches schwarzes Tuch hing er über ihnen.

„Sagt du das Geld eingesteckt, Wittfowski“, begann er, als sie schon ein gutes Stück Weges gegangen waren.

Der Alte lüchelte laut auf. „Warum sollte ich es denn nicht eingesteckt haben, das ist doch die Hauptsache, denkst du vielleicht, ich hätte es vergessen?“

Der Andere schwieg, aber seine Lippen verzogen sich zu einem teuflischen Grinsen, sein satanisches Herz triumphierte bereits, den Besitz des ahnungslosen Wittfowski schon in wenigen Minuten sein eigen nennen zu können. Ganz sachte und unbemerkt griff er nach dem Dolch und stieß hinterwärts nach seinem Begleiter.

„Jesus Maria!“ schrie plötzlich der Alte auf, er verspürte einen wichtigen Schlag und einen entsetzlichen Schmerz in seinem Rücken. „W — a — a — s — — halt du mir angetan, Franzil?“ kam es stammelnd über seine erblässenden Lippen.

Noch wollte der überflistete und überfallene Alte um Hilfe schreien, aber er fühlte schon die erdrosselnde Hand des Mörders an seiner Kehle, die ihm vollends das Leben nahm und seinen Tod rasch herbeiführte. Der Unglückliche drückte seine Hand auf die tödliche Wunde, aber sein Leben zerrann, ein Blutstrahl schoß schäumend heraus und versickerte im feuchten Boden des Waldes. Dann brach er tot zusammen, hört und sieht nichts mehr von der trügerischen Welt und ihrer Sklaven, deren Opfer er geworden ist.

Wie ein Raubtier über seine Beute herfällt, so machte sich der elende Mörder über den toten Wittfowski her. Mit zynischer Lust wühlte der Schurke in den Taschen seines Opfers, bis er den Raub, ein Bündel Papiergeld, an sich gerissen hatte, was den verruchten Bösewicht triumphierten ließ; mit verhaltenem Hauchen drückte er es an sein tierisches Herz und glaubte sich nun damit glücklich; er träumte von einem besseren Leben, das nun beginnen könnte und vor sich entfalten sah, dafür war er ja Mörder geworden. Noch schien sich der Ermordete zu rühren, was ihn mit Grauen erfüllte; eilends floh er von der Stätte des Entsetzens, sein Werk hat er jetzt vollbracht.

Auf dem Wagen saß der junge Wittfowski; mit der Zeit war er eingeschlafen und hatte einen unheimlichen Traum. Dasselbe Bild: der Vater ging in den finsternen Wald, ein Mann folgte ihm, griff nach dem Dolch und stach auf den ahnungslosen Vater ein, der um Hilfe schrie. Ein kalter Schauer faßte ihn an, sah brach das Traumgebilde ab und um ihn her war es dunkle Nacht; nichts regte sich, als das unruhige Scharren seiner Pferde. Von einer unheimlichen Ahnung gepackt, als ob es kein Traum, sondern Wahrheit wäre, stürzte er, wie von einem unsichtbaren Phantom gehebt, in den dunklen Wald, wo ihm der verummte Franzil entgegen kam; mit vor Angst trodener Stimme rief er ihn an: „Wer ist da? Bist du es, Vater, oder ist es Franzil?“ Seine Frage blieb ohne Antwort und die Spurgefalt rannte wie vom Teufel gehat davon.

Furcht kannte Ignaz nicht; eine innere Ahnung trieb ihn vorwärts. Also los, nach, auf Tod oder Leben.

Und das gab eine Hehjaagd im dunklen Walde, der ihnen Hindernisse über Hindernisse bereitete; doch spielend wurden sie genommen, denn es galt jetzt Leben oder Tod.

Dem feigen Mörder brach der Angstschweiß aus und Ignaz feuchte schwer aus vollen Lungen. Doch unversehens stolperte Franzil über eine Wurzel, aber bevor er sich wieder erheben konnte, hatte ihn schon Ignaz am Stragen gefaßt. Da bekam es der elende Schuft mit der Angst zu tun, da er sich schon verloren sah.

„Was willst du eigentlich von mir,“ sprach er stöhnend zu Ignaz, „du bist wohl wahnsinnig geworden?“

„Wo ist mein Vater? Hast du ihn umgebracht, du Schuft?“ kam es aus dem Munde des jungen Menschen und wie von einem sinnlosen Taumel erfaßt, umklammerte er mit beiden Händen krampfhaft den Hals des elenden Mörders.

Ein kurzer aber heißer Kampf begann! Franzils gewaltigen Anstrengungen gelang es, sich wieder auf seine Beine zu stellen und nach seinem Dolch zu greifen. Ignaz war jetzt verloren, denn auf eine solche christlose Kampfmethode war er nicht vorbereitet gewesen.

Mit tagenartiger Geschwindigkeit stieß ihm Franzil seinen Dolch in die Brust und wiederholte dies noch ein zweites Mal. Kraftlos ließ Ignaz seine Hände sinken und taumelte gegen einen Baum.

Vor teuflischer Freude freischte der Schurke auf und schrie frohlodend: „Ala, siehst du, mir kann keiner, der Teufel soll dich holen, wie den alten Narren“ und bohrte den Dolch tief in das Herz seines unglücklichen Opfers, daß es sterbend zusammenbrach.

Noch ein gellender Todeschrei und der Unglückliche brach zusammen wie ein Palm von der Sense des Schnitlers. Mit heiserem

Sachen floh der feige Verbrecher davon. Die Untat war nun geschehen. —

Als am nächsten Morgen Vater und Bruder von ihrer nächsten Fahrt noch nicht heimgekehrt waren, machte sich Jadwiga, furchsam wie immer, die schrecklichsten Gedanken, denn das war sie von ihrem Vater nicht gewohnt, daß er in dieser Zeit der schwersten Arbeit vom Hause fern blieb, dergleichen auch Ignaz, denn was Arbeit betraf, so nahm er es mit jedem auf.

Im Dorf verachtete sie bei allen möglichen Freunden und Bekannten in Erfahrung zu bringen, ob sie nicht ihren Vater und Ignaz gesehen hätten, doch überall sagte man ihr achselzuckend, nichts über deren Verbleib zu wissen.

So kam ein für sie überaus schmerzreicher Abend heran. Stunden schredlicher Ungewißheit brachen für das arme Mädchen an. Von Sorge, Kummer und Angst gestört, von den fürchterlichsten Vorstellungen getrieben und gepingelt, wälzte sich das hilflose Mädchen auf ihrer Lagerstätte und konnte vor den unheimlichen Plagegeistern keine Ruhe finden. Von Zeit zu Zeit trat sie ans Fenster, immer hoffend, die Gesuchten kämen noch, aber nur blaßes Mondlicht bestrahlte den weiten Hof, der in diesem nächstlichem Frieden zu schlafen schien; düstere Licht- und Schattenreflexe gaben ihrer Einbildungskraft neuen Spielraum, aber alles war so ruhig und still, nichts bewegte und regte sich.

Doch plötzlich tauchte ein irrener Schatten auf, huschte vom Licht ins Dunkle, und wieder haßig über den Hof, schien eine menschliche Gestalt, die aber vor den verweinten Augen der schlaflosen Träumerin wieder eilends verschwand — oder hatte sie ein Gespenst gesehen?

Vor Schred wollte Jadwiga aufschreien, doch die Worte erstidten sich in ihrer Kehle. Sie taumelte zum Bett zurück und brach ohnmächtig zusammen, die Hände krampfhaft gegen das Herz gepreßt.

Minutenlang mochte sie wohl so gelegen haben, als ein eigenartiges Knistern sie unwillkürlich wieder munter werden ließ. Aber von neuem Entsetzen gepackt, fühlte sie ihr Blut zum Herzen strömen. Ein greller, hellroter Schein brang durch die Fensterheben in das Zimmer, sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen; mehr stäubend, als gehend, lief sie zum Fenster, wo ein grauenhafter Anblick sie zu töten drohte, denn die mächtigen Stallungen waren schon in ein einziges Flammenmeer getaucht und die fressenden Flammen schlugen bereits auf das Wohnhaus über.

„Der Hof brennt.“

Dieser Ausschrei, der wie der Todeschrei eines gekochten verunbeten Tieres klang, durchbrach die Stille dieser unseligen Nacht. Zeichenlos zitterte sie und vor übergroßem Schred und vor unbeschreiblicher Furcht brach sie beinahe zusammen. Die Glieder hingen ihr wie schwere Blecklumpen am Körper, nur Augen und Lippen schienen noch lebendig zu sein, sollte sie wirklich diesem elenden Schicksal überlassen bleiben?

Aber göttliche Gewalt wachte über dem armen Mädchen.

Auf der Straße hörte man das laute Schreien der erschrockenen, aus dem Schlafe aufgeweckten Bauern und Bewohner, wurde darauf aufmerksam und sandten Hilfe, zum Glück für Jadwiga, welche dadurch aus ihrer Bewußtlosigkeit gerissen wurde.

Erwacht begann sie von neuem wild aufzuschreien, aber im Augenblick höchster Not dachte sie nur an ihre Rettung und schifte sich an, das brennende Haus ungefäumt zu verlassen; notdürftig bekleidet stürzte sie wie wahnsinnig in den Hof herunter, wo dicke Rauchschwaden sie umfingen und sie betäubten, aber dennoch befaß sie die Kraft, sich bis zum Tor weiterzuschleppen, hier aber blieb sie stehen, ihre Hände begannen sinnlos und leer in die Luft zu greifen, aus ihrer Kehle drangen schwache Hilferufe; in ihrer Verwirrung strauchelte sie und blieb bewußtlos liegen.

Die Nachbarn und die Dorfbewohner kamen allmählich und in größerer Anzahl, um den gefährlichen Brand zu löschen. Mitleid erfaßte sie alle, als sie die ihnen so gut bekannte Tochter Wittfowskis in diesem jammervollen Zustande erblickten.

Wo denn der Vater und Ignaz steckten, war ihre erste und entsetzte Frage.

Sollten sie etwa den Tod in den Flammen gefunden haben? Fast war man gezwungen, dies anzunehmen. Diese Frage war vorerst noch nicht zu lösen, da die einzige Zeugin dieses furchtbaren Geschehnisses stumm und wie tot am Boden lag, und es im Augenblick noch nicht einmal sicher war, ob ihre Lippen sich noch einmal öffnen würden.

Schließlich gelang es den vereinten Kräften, den Herd des ausgebreiteten Feuers zu beschränken, so daß nur das Gut Wittfowskis ein Raub der Flammen wurde. Es brannte völlig bis auf seine Grundmauern nieder, das Vieh und das wertvolle Inventar war nicht mehr zu retten gewesen, alles verzehrten die unersättlichen Flammen, die gemeine Schurkenhände entfacht hatten.

Als endlich der Morgen angebrochen war, befand sich Jadwiga im Haus ihrer Tante Thusnela, wohin man sie bewußtlos und betäubt gebracht hatte. Die Augen Tadobs und seine brennenden Lippen harrierten gespannt auf das Erwachen der geliebten, unglücklichen Schweller.

Endlich war es den rührigen Bemühungen des Arztes gelungen, das Mädchen zum Bewußtsein zurückzubringen.

„Wo bin ich?“ waren ihre ersten Worte, die sich ihr stöhnend entzogen. Sie öffnete die Augen und sanfte Röte beglückender Freude legte sich auf ihre blassen Wangen, als sie ihren Bruder an ihrem Bette stehen sah, was ihr Herz fühlbar erleichterte.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Luise

Zum 150. Geburtstag (10. März 1776)

Von Marg. v. Krenzell

Als das allgewaltige Frühlingstürmen der vaterländischen Neugeburt 1813 über die Lande brauste, wurde auch die deutsche Frau vom Kentaumel fortgerissen.

Als Genius und Heilige, als Heldin und Traumideal schwebte ihr die verkörperte Huldgestalt voran, die Dulderin auf dem Thron: Königin Luise!

Luise glänzte auch auf Throneshöhen in den Kleinodien ihrer köstlichen Natürlichkeit und Seelenanmut. In geheimster Herzenskammer fühlt sie nicht das Selbstbewußtsein der Herrscherin. Wehmütig gesteht sie: „Ich bin nicht zur Königin geboren!“

Auch der König haßt den Zwang der Etikette. Sie entfliehen ihm, so oft die Herrscherpflichten es nur gestatten und vertraumen holde Idyllen in besonnener, waldumrauschter Einsamkeit.

Doch sah — verbunkeln den lächelnden Horizont schwerdräuende Gewitterwolken, die über ganz Preußen schwarze Schatten werfen. Der Gigant Napoleon betritt die Bühne der Geschichte!

Das Unglück naht mit ehernem Niesenschritt! Der Krieg gegen ihn wird zwingende Notwendigkeit! Die Armee zieht aus, Luise begleitet den Gatten ins Feld.

Am 10. Oktober 1806 stirbt Louis Ferdinand den Opfertod für das Vaterland. Umsonst! Am 14. Oktober bricht das preussische Heer bei Jena und Auerstädt in vernichtender Niederlage gänzlich zusammen. Und weiter rast die Kriegsbefehle in wildermalmender Jagd! Luise, von herzweigernder Angst erdrückt, flieht nach Stettin. Im tödlichen Bange der Verlassenheit, aber stolzerhebener Hauptes, ruft sie aus: „Am Gotteswillen keinen schändlichen Frieden!“

Eine Anglistochenschaft überfällt nun die andere!

Weiter und weiter flieht das Königspaar, von rasendem Entsetzen gejagt! Der König, kriegsfeindlich unentschlossen, sieht nur eine Rettung noch: „Frieden um jeden Preis!“

Und die Königin? In jenen bitterheißen Nottagen wuchs sie über sich selbst hinaus, wurde des Gatten einziger Sonnenbild und Preußens guter Engel! In helbsichem Frauenstolz bäumt sie sich gegen die Schmach der Unterwerfung auf.

Gottes Hand schlägt härter und härter mit der Geißel übermenschlicher, aber segensreicher Prüfungen. Schon dringen die Franzosen über die Weichsel vor, kein preussischer Soldat steht mehr zwischen Königsberg und dem Feinde.

In schneidend kaltem Wintertage geht die schauerliche Fluchtjagd über die kurische Hebrung. Nachts, im jämmerlichen Notquartier, liegt die schwerfiebernde Fürstin auf derbhartem Kissen ohne linderndes Labfal. Die Schneeflöden wirbeln in wildem Tanz auf ihr Schmerzenslager. „So hat noch keine Königin die Not empfunden!“

Drei Tage und drei Nächte währte diese Höllenmarter, bis Nemet endlich erreicht war. Aber Luises Seelenmuth, ihr felsenhartes Gottvertrauen, wuchsen, in Leidensgluten geläutert, zu heroischer Kraft, zu unirdischer Verkörperung empor.

Noch hat sie den gallenbitteren Kelch des Glends nicht zur Neige geleert. Die erschütternde Niederlage von Friedland läßt sie in fassungslosem Schmerz niedersinken.

Die Stunde ihrer schwersten Demütigung schlägt! Die im Diadem der Keimheit Prangende muß zum Erzfeind betteln gehen, ihm die Hände klagend entgegenbringen. Entwürdigung ohne Maß!

Was sie im Heiligthum ihrer Seele gelitten, hat sie still in der geheimsten Kapsel ihres Herzens geboren. In den König schreibt sie: „Ich kann Dir keinen größeren Beweis meiner Liebe und meiner Hingabe an das Land, zu dem ich gehöre, geben, als dahin zu gehen, wo ich nicht begraben sein möchte.“

In überwältigender Wucht erhebt sich ihr Gefühl geläutert und vergeistigt zu dem einen großen Ideal: Vaterland!

Aber in diesen allerbittersten Seelenkämpfen ist sie gealtert: „Ich bin erst 30 Jahre alt, aber ich habe mich schon selbst überlebt.“

Seit jener Stunde wurde sie vom Glanz der Märtyrerkrone umstrahlt. Ihr Geist erschauete in hellseherischen Traumbildern die einstige Erhebung ihres Volkes, in dem gegenwärtigen Abgrundsturz sah sie die waltende Hand der Vorsehung, die aus Nottiefen zu den Gipfeln der Läuterung erbob.

Noch einmal strahlte ihr eine müdverschleierte Winterabendsonne aus dem Nebelgrau ihres Gesichts, als sie am 25. Dezember 1809 unter Kanonenhall und Glodenfauchzen, unter beispielloser Volksbegeisterung, in Berlin einzog.

Es war die letzte reine Freude, die Luise lächelste. Am 10. Juli 1810 geht sie, im Vaterhause zu Hohenzieritz, nach kurzer Krankheit, der ihre gramverzehrten Kräfte nicht Widerstand leisten konnten, erst 34 Sommer alt, in Frieden heim.

Friedrich Wilhelm war seit jener Stunde ein müdgeborener Mann, der lange Jahre einlam den Dornenweg des Herrschers ging. Er, der Poesieferne, Gefühlsberbe, hat einmal in wunderlichen Dichternworten ausgesprochen, was ihn zu seinem Weibe gezogen:

„Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,

was mich ergriff mit heiliger Gewalt!“

„Sie ist durchs Herz gestorben, sie, die nur darinnen lebte!“

Diese knappen, scharfumsrissenen Worte enthüllen die Quelle von Luises allgewaltiger Segensmacht. Einzig ihrem Herzen entfluteten die Lichtquellen, mit denen sie Land, Gatten und Kinder beseligend überströmte. Sie war Weib — und wirkte siegend in den gottgegebenen Grenzen ihres Weibtums.

Ein Volk weinte, qualzertwühlt, von Andachtschauern durchrüttelt am Sarge seiner Heiligen. Sein guter Engel hatte es verlassen, aber über der Hülle dieser deutschen Frau flammte es — zur Einheit geschmiedet — in glühendem Rache schwur auf! Ihr Idealbild schwebte im Freiheitskriege den kampflodernden Scharen mahnend und anseuernd voran.

Die alte Klinge

Erzählung von Max Karl Böttcher

(Schluß)

Im dem schmalen Schrein lag zu Boden ein kleines, purpurnes Kissen, darauf ein „Eisern Kreuz“ und zwei andere Ordenssterne, an der Rückwand des Schranles aber hingen außer einer blutbefleckten silbernen Schärpe und ein Paar verrosteten Sporen, ein schöner, reich verzierter Säbel.

Den nahm der greise Offizier herab und sagte: „Hier, ihr Jungens, seht ihr meine Andenken vom Feldzuge anno siebzig, den ich als Hauptmann mitgemacht. Und dieser alte, gute Degen, den schon mein Großvater unter Marschall Borwärtis im Jahre 1813 geführt, den mein Vater 1866 geschwungen und der nach seinem Selbsttode bei Königgrätz auf mich vererbte, — dieser Degen war 1870 meine Waffe, und wahrlich, ich habe ihn ehrlich und mutig geschwungen, bis mich die Kugel traf.“

Mit schwer Ehrfurcht betrachteten die drei Knaben den Säbel, der so manchen Strauß mit ausgefodert, der, wenn er reden könnte, von blutiger Walfahrt, von Feldern und Kämpfen und Siegen erzählen würde. — Und nun fuhr der Großvater, die alten, gültigen und doch noch so glänzenden Augen fröhlich und liebevoll auf den Säbel gerichtet, fort: „Und dieser Erbsäbel soll bereinst, wenn du, mein guter Otto“ — er legte jetzt dem Enkel die Hand auf die Schulter — „mannbar und kampffähig bist, in deine Hände gelegt werden, und wenn Kaiser und Vaterland dich rufen, wirst du ihn schwingen mit derselben Tapferkeit, wie deine Väter und Vordäter es getan. Und ihr beiden jungen Freunde, Went und Klinker, werdet, ich bin fest überzeugt davon, dann ebenso getreulich Blut und Leben in die Schanze werfen, wie euer Freund Otto. — Das gelobt jetzt still auf diesen Säbel!“

Und die drei Knaben legten schweigend ihre Hände auf den Säbel und ihre Wangen glühten und sie sahen dem alten Offizier fest ins Auge.

Zehn Jahre später.

Lüders war seit zwei Jahren schon Leutnant in seinem Heimatsregiment, Went paulte in Greifswald Römisches Recht und der dritte des Aleeblattes, Klinker, der von jeher ein langesustiger Bruder gewesen und sich Frau Wilma verschrieben hatte, studierte in Dresden auf dem Konservatorium.

Der Briefwechsel der drei war bald nach der Trennung von der „Penne“ eingeschlafen, aber während der Ferien trafen sie sich im Heimatsstädtchen täglich, bummelten nach wie vor durch Biel und Lu, schlossen sich als beschiedene Trollgäste den Feldbestien und Aebungsmärschen von Leutnant Lüders Kompagnie an und vergaßen auch nicht, in Lüders herrlichem Parke an lauen Sommerabenden bei einem Schoppen guten Weines Jugenderinnerungen zu tauschen. Und der Großvater Lüders, nun steinalt, aber noch immer warmen Herzens für die Jugend, fehlte nie bei solchen Abenden. —

Da kam der große Krieg!

Schon am vierten Tage fuhr Lüders mit seinem Regiment über die Grenze und zur selben Stunde, da der Transport bei Niederlahnstein den Rhein überquerte, standen mit hundert anderen, kampfbereiterten Jungmännern auch Klinker, der Musitant, und Went, der Student, als Kriegsfreiwillige auf dem Kasernenhofe, und als fast ganz Belgien und ein Teil Galliens längst in deutschem Besitz waren, als Hindenburg dem Russen schon ein paar kräftige Siege auf die Wägenpranken verlegt, als Leutnant Lüders schon manchen Strauß mit dem von seinen Vätern ererbten Säbel ausgefodert, da waren auch die beiden Freunde kriegsfertig und subren gen Westen. — In Morsleede wurde der Erbsttransport zur Aufstellung der Kompagnien verteilt. —

Da saßen mit vierhundert anderen auch Klinker und Went am Straßenrand und löffelten stillbergnüt aus dem Dedel ihres Kochgeschirres grüne Erbsen und Kalbsfleisch, und wenn es aus weiter Ferne dumpf aufbrummte, sahen sie sich ernst an und Klinker nurrmelte: „Die Düvertüre beginnt!“ — und Went entgegnete: „Das ist vor Ypern!“

Kam ein junger Leutnant des Weges, mit doppeltem Ordensband im Anopfloch, und sah mit seinen frohen Augen über die kräftigen, wohlgerüsteten Neulinge und freute sich der lustig schmaufenden, wohlgenuten Schar, sah auch die beiden blonden, frischen Kerls, die so andächtig ihre Erbsen löffelten und dem Geschützdonner lauschten. — Da verhielt der Offizier den Schritt.

„Poh Donner und Granaten! — Jungs, Jgelfäger! Seid ihr's oder seid ihr's nicht?“

Und sie waren es. — Im Felde sind wir alle Kameraden, Not und Tod machen uns eins! — Da gibt es auch kein Zieren! Engumschlungen standen die drei Freunde und hatten feuchte Augen. Waren Freundesjahren, gute, deutsche, deren sich ein waderer Mann nicht zu schämen braucht. — Durch Leutnant Lüders Fürsprache war war es bald geschafft, daß die beiden Freunde seiner Kompagnie und seinem Zuge zugeteilt wurden. —

Und nun kamen heiße, heiße Tage! —



Herrschaften! Englisch Geschütz ist nicht so schlecht, wie man wohl gedacht, und englische Granaten haben auch Tod und Weh im Leibe! Und auch auf Sappen-Bohren und Minen-Treiben verstanden sich die Burjken von jenseits des Kanals. —

Aber ob auch der Tod in frechen Sprüngen im Schützengraben und Unterständen sein Wesen trieb, — ob auch Regen und Kälte und mandmal auch Mangel an warmem Essen die Stimmung der Mannschaften brüchen wolte, — die beiden Kriegsfreiwilligen und ihr Leutnant waren immer guter Laune und das neuerstandene Kleeblatt bildete so recht die Quelle hellster Sonne für die Kompagnie. —

Vier Tage Schützengraben, vier Tage Reserve, — ab und zu ein kleiner Marsch, wenn sie zur Artilleriebedeckung befohlen waren, — das war ihrer Tage Lauf. — Kamem sie in den Abschnitt C, dann herrschte bei ihnen doppelt gute Laune, obgleich diese Gräben nur dreißig Schritt von den feindlichen entfernt waren.

Aber im Offiziersunterstand der vordersten Gelbbefestigung stand ein wadlges, altes, nicht gerade konzertfähiges Klavier, das wadere deutsche Jüngens aus einem zerhossenen Schulhaus gerettet und in stiller Nacht in den Graben bugliert hatten, und Meister Klinker sah nun unverdrossen manch Stündlein an dem alten Kasten und schlug die Saiten und zauberte durch traute, liebe Volksweisen den Kameraden so manch Stündlein Heimat vor Herz und Seele, oder er griff in unsern herrlichen, deutschen Opernwald und ließ unsere Großen der Töne dicht vor englischer Näs', oft von graufiger Schlagsenmusik unwallt, zu Worte kommen. —

Und merkwürdig, wenn Klinker spielte, ward es im feindlichen Graben gegenüber still, und die Engländer betrugem sich fein fittsam, vergaßen Mienen zu schleudern und Handgranaten zu werfen. — Und eines Tages — an Schüchternheit hat der Briten nie gelitten — eines Tages steden sie sogar eine große weiße Pappe auf die Brustwehr ihres Grabens und bestellten sich ein Programm. — In deutscher Sprache stand in großen Lettern mit Blaustift geschrieben:

Wir bitten:
Mothetif, Beetboden
Rhapsodie, irgend eine, List
Tannhäuser, Wagner
etwas von Grieg und einen schottischen Tanz. Wir danken.

Die deutschen Offiziere berieten, was zu tun sei, und man kam zu dem Entschluß, das Programm, da es gut und deutsch sei, zu genehmigen, bis auf den schottischen Tanz. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und der Wirt war in diesem Falle eine englische Batterie schwerer Mörser. — Sei es nun, daß der Batteriechef die Tannhäuser-Overtüre nicht mochte oder ob er sonst schlechter Laune war, kurz, die Wagnermusik mußte wegen Springens einiger Saiten im Klavier abgehoren werden. — Spaß beiseite! Eins der 125 Geschosse fuhr zehn Schritt vor dem Schützengraben in den Boden und sein Erschüttern verschüttete den „Musik-Palast“, wie der Unterstand allgemein genannt wurde, und das Klavier ward zertrümmert und den Spielern, Freund Klinker, zog man, höchst erschrocken, aber sonst heil, aus dem Wust der Erde, Balken und Steine hervor. Das Instrument war ein Häuflein irrer Saiten und splittrigen Holzes. — War nicht schlimm, denn in folgender Nacht wurde so durch allgemeinen Angriff die deutsche Stellung weiter vorgeschoben, und am nächsten Tage wollten die Engländer durch einen Gegenstoß den verlorenen Boden wieder gewinnen. — Das gab ein böses Handgemenge!

Änere drei Freunde waren mitten drin, und Leutnant Lüders, flankiert von Went und Klinker, hieb mit seinem Säbel um sich wie ein wütender Berseker und brachte manchen Englischnann zu Fall. Aber die gelbedeckten Kerle wuchsen wie die Pilze aus der Erde! Wo sie herkamen, zweie für einen, blieb ein Käse! Und die deutschen Jüngens vom 244. Reservebataillon wurden immer weniger, — ihre Kraft begann zu erlahmen. — Wie die Kletten hingen die drei Hellsäger von bazumal zusammen, bedekten sich gegenseitig mit Schlag und Stoß, und feuerten durch ihren Ruf und durch ihr wildes, immer erneutes Hurrahschreien die ermüdeten Kameraden immer wieder an.

Ein englischer Offizier sprang jetzt gegen Lüders an und schlug ihm die Klinge aus der Hand, und dann zog er ihm eine Quarie übers Gesicht, wie es ein Bonner Student nicht besser könnte. — Der Leutnant brach zusammen. — Da stöde das Häuflein Getreuer um ihn, und einer schrie schon: „Kinder — wollen uns ergeben — wir schaffen's nicht!“ — Aber Klinker sah den Säbel Lüders liegen, den schönen, reichverzierten Stahl, und schneller, als dies zu schreiben und zu lesen ist, schoß ihm ein klein Erlebnis durch die Seele, ein Bild aus längst verschollenen Kindheitstagen: Ein Greis, straff und edel, eine Klinge in der Hand, und drei Jüngens davor, mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen, und sie hatten jeder die Rechte auf den Stahl gelegt und gelobten ewige Treue Kaiser und Reich.

Und diese Erinnerung padte ihn jetzt so mächtig, daß sein Körper erbebe. — Blitzschnell hüde er sich und ergriß den Säbel und schwang ihn wild im Kreise, und heißer schrie er: „Ein Lump, wer sich ergibt!“ —

Und dann — es ist eine wahre Begebenheit — sang der Held mit fast versticktem Atem: „Deutschland, Deutschland über alles. .!“ immer dasselbe und schlug um sich und traf gut, der Wadere, und Went stimmte mit ein, und das zagend Häuflein ward mit fortgerissen, und sie kämpften mit solch jähem Angefühm, so unüberstehlich, daß die Feinde wankten — wichen und endlich flohen! Der Sieg war den Deutschen. —

War keine Schlacht, — war kein Gefech! War nur ein Scharmügel, Abschnitt gegen Abschnitt, und war doch solch herrlich

Kämpfen! Und am Abend trugen zwei Freunde den dritten von der Walfstatt. Er rührte sich nicht, schien tot. — Sein blutend Haupt hatte man verbunden. —

So legte man ihn vor Dr. Sommer, den Stabsarzt in Waterdambhof. Mit verhaltenem Atem warteten sie seines Ausspruches. Der wadere Arzt wusch und unterluchte unter Assistenz des braven Sanitätsfreiters Seefeld aus Plauen die Wunde, dann lächelte er: „In vierzehn Tagen ist er wieder stolt! Fleischwunde und etwas starker Blutverlust!“

Da gingen die Freunde beiseite und weinten still. — Die Tränen waren ein Gebet. —

Den Säbel aber legten sie dann zu Füßen des Verwundeten. Sie selbst lehrten zum Schützengraben zurück.

Allerlei Humor

Matkäser-Regiment

Das Regiment war zu einer mehrtägigen Übung ausgerückt. Diese Zeit benützte der Herr Divisionskommandeur zur Kasernenbesichtigung. Dabei kam er auch in die Revierkassenstube, wo gerade Garbefüllier Kaczmarek wegen eines entzündeten Führer-auges seinen Fuß badete. „Sollst du ein warmes oder ein kaltes Bad bekommen, mein Sohn?“

„Ein warmes, Euer Excellenz.“
„Ist das Wasser wirklich warm?“
„Nein, es ist kalt.“

(Das Wasser hatte sich während eifrigen Statspielens abgekühlt.) Auf einen Wink des hohen Herrn notierte der Adjutant den Vorfall, und nach einer Woche lief beim Regiment ein Schreiben mit vielen Küßeln ein, darunter auch das Fußbad des p. Kaczmarek: es sei unverantwortlich, daß ein kaltes Fußbad verabreicht worden sei anstatt des verordneten warmen. Das müsse natürlich üble Folgen haben. Das Regiment habe eingehend darüber zu berichten.

Nach Rücksprache mit dem Regimentsarzt antwortete der Kommandeur — später einer der erfolgreichsten Heerführer im Weltkrieg —: Ein Bericht über die Wirkungen des kalten Fußbades des Garbefülliers Kaczmarek kann erst vorgelegt werden, wenn die genaue Temperatur des Badewassers bekannt ist. Seine Excellenz wird deshalb um Mitteilung gebeten, wie warm bezw. wie kalt das Badewasser damals vorgefunden worden ist. —

Eine Antwort ist nie erfolgt.

B . . . d.

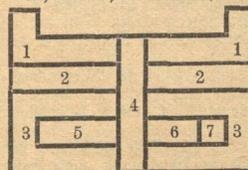
Etwas für müßige Stunden

8. Silbenrätsel

an - ar - au - au - bar - brandt - bräu - brief - brog - bu - ce - da - de - des - di - dom - dre - e - e - eg - eil - en - eu - ex - fred - ge - gen - gus - is - jow - kad - kap - ko - land - lo - man - mel - mer - mo - mond - na - nar - nar - ne - ne - ne - ner - neu - ni - no - now - o - pe - pi - pi - ra - re - ren - ri - ri - rö - rohr - ros - se - se - so - tel - the - ti - ti - tow - ul - vo - ver - vol - zar - zis -

Aus diesen 79 Silben sind 25 Wörter zu bilden, deren letzter Buchstabe von oben nach unten und erster Buchstabe von unten nach oben gelesen, Versasser und Titel eines der besten neueren kulturgeschichtlichen Romane ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. babylonischer König, 2. in München gebrautes Bier, 3. männlicher Vorname, 4. Fluß in Südamerika, 5. Vogel, 6. Brief im Neuen Testament, 7. griechischer Dichter, 8. holländischer Maler, 9. wichtiger Tag für Bantem, 10. Funktion, 11. Stadt im Reg.-Bez. Potsdam, 12. Kopfbedeckung im Karneval, 13. griechischer Gott, 14. Stadt in Spanien, 15. südamerikanischer Staat, 16. wiederkehrende Naturerscheinung, 17. Insel im europäischen Nordmeer, 18. landwirtschaftliches Gerät, 19. Waffe, 20. kleineres Ereignis, 21. Stadt in der Mark Brandenburg, 22. Sonntag, 23. ausländisches Reichsbanner, 24. Blume, 25. russischer Dichter.



Zerleg-Aufgabe
Aus den Teilen der vorstehenden Figur bilde man das Wort „Sieg“.

Lösung des 7. Silbenrätsels

1. Nubien, 2. Oberfranken, 3. China, 4. Irkutsk, 5. Stollen, 6. Tragödie, 7. Empirik, 8. Samowar, 9. Tolstoi, 10. Aow, 11. Grünwald, 12. Daumen, 13. Andromeda, 14. Realgymnasium, 15. Überlandzentrale, 16. Hawaii, 17. Roon, 18. Ebro, 19. Schadow, 20. Ispahan, 21. Chodowiecki, 22. Oschunke, 23. Erfurt, 24. Restaurant, 25. Mahagoni, 26. Assessor, 27. Nogai, 28. Nordlicht, 29. Drillich, 30. Intarsia, 31. Expedition.

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.
Goethe.

Auflösung des Figurenrätsels

1. Mariä, 2. Euripides, 3. Akademie.



Besatzpreis: Monatlich 9,606.- M.
 Druck-Verlag: Karas & Koenigsch
 Halle, Mittelstr. 11-15, Fernr. 4989. Postfach-Konto: Erfurt Nr. 90091.
 Einzelbestellungen nehmen alle Postämter u. Briefträger entgegen.
 koflet 15 Pfennig. Der Raum von 1 mm Höhe und 90 mm Breite
 im Reklameteil koflet 80 Pfennig. - Anzeigen-Annahme 2 Verlag.
 Halle, Mittelstr. 11-15. - Die Zeitung erscheint am 1., 11., u. 21. jed. Monats.
 Höhere Gewalt entbindet den Verlag von Schabensatz. Anzeigen -

|| Helf dir selber, so helfst dir unter Herre Gott ||

Wessner - Collenker

Das bedrohte Frankreich.

Am 15. Februar sollte die Abrüstungskonferenz in Genf beginnen. Sie ist verschoben worden. Zunächst redete man von etwa sechs Wochen Verzögerung, dann wurde der kommende Herbst genannt, jetzt heißt es, auf unbestimmte Zeit. Es blieb, die einzelnen Staaten seien mit ihren Abrüstungsplänen noch nicht fertig. Die Wahrheit war, man wußte nicht recht, wie es einzurichten war, nach außen bin die friedliebenden Absichten zu bezeugen und demgemäß zum Schein des Gerechten alles Kriegesgerät zum alten Eisen zu werfen und gleichzeitig bestrebt zu sein, die militärische Macht nicht nur auf dem jetzigen Grad zu belassen, sondern bis zum höchstmöglichen Maß auszubauen. Die Presse aller in Frage kommenden Staaten kommentierte lebhaft die Stärke der Streitkräfte ihrer Nachbarn, und alle kamen stets zu der „Erkenntnis“, daß der Nachbar militärisch weit überlegen war. Man drängte nun nicht etwa auf Abrüstung des anderen, sondern stellte fest, man selber müsse zur eigenen Sicherheit die „Verteidigungsmittel“ verschärfen. In diesem Zeichen der allgemeinen Abrüstung hat man nun in Frankreich wieder einmal festgestellt, daß die französischen Streitkräfte viel zu schwach seien.

Der „Matin“ brachte vor einigen Tagen einen Leitartikel von Gustave de Keruzer, Präsident der Senatskommission für die Marine, „Unser Marinebau“ mit dem Untertitel: „Einmal wird unsere nationale Sicherheit, und zweitens die unserer Kolonien bedroht.“ In dem Aufsatz wird ausgeführt, daß insbesondere die Mittelmeerflotte ihren Aufgaben nicht im entferntesten gewachsen sei. Die italienische Flotte im Mittelmeer sei so stark, daß sie ohne weiteres verbinden könne, daß Frankreich im Falle eines Krieges seine numerisch unterlegene Armee in Europa (!) durch Zufuhr von Eingeborenen aus seinen afrikanischen Kolonien auf die notwendige Stärke bringe. Nicht ein einziges Regiment würde man von Marokko nach Frankreich schaffen können. Aber auch qualitativ sei die französische Kriegsmarine seit dem Washingtoner Abkommen, wo man Frankreich in ganz unbedingter Weise seinen Imperialisimus vorgeworfen habe, ganz und gar nicht auf der Höhe.

Bei Ausbruch des Krieges hatte Frankreich eine Flotte von 21 Linien Schiffen, 16 Panzerkreuzern, 12 leichten Kreuzern, 67 Torpedobooten, 4 Minenlegern, 51 U-Booten und ein Flugzeugmuttergeschiff mit der Gesamttonnenzahl von 708 000. Zum damaligen Bauprogramm nach sollte die Flotte bis 1920 auf 28 Linien Schiffe, 20 Kreuzer, 10 schnelle Aufklärungs Schiffe, 52 große Torpedobooten, 94 U-Boote und die dazugehörigen Hilfschiffe gebracht werden. Aber durch den Krieg habe man dieses Programm nicht verwirklichen können. — Im Mittelmeer bestige Frankreich jetzt aber nur noch 4 Kreuzer (Italien 5), 2 leichte (ehemals deutsche) Kreuzer (Italien 10), 13 Torpedobooten (Italien 32), 24 U-Boote (Italien 41). Diese Schiffe sind zudem alle älter als die der italienischen Flotte. — Auch die Nordflotte sei viel zu schwach, zumal man hier auch mit der deutschen Kriegsmarine (1) zu rechnen habe. Keruzer fordert am Schluß seiner Ausführungen, daß das Flottenproblem ernsthaft in die Hand genommen werden müsse und zitiert dabei die folgenden Sätze des italienischen „Impero“ vom 6. Februar 1926: „Das Dilemma ist das folgende: Falls Frankreich einen Krieg gegen Italien führt und sich dann in der Unmöglichkeit sieht, seine Kolonialreferenzen heranzuziehen, ist es gezwungen, alle, oder nahezu alle seine Kolonien aufzugeben. Trifft Frankreich aber an die Seite Italiens, um die Hilfe eines großen Landes zu erhalten, ist es wahrscheinlich, daß es Frankreichs Hilfe zuvor zu ungen Gunsten auf einen guten Teil seiner afrikanischen Besitzungen wird verzichten müssen, die sich ihm jetzt zu erheben drohen.“

Es ist interessant, festzustellen, wie sehr in jenen Staaten mit der Möglichkeit eines kommenden Krieges gerechnet wird, um so mehr, wo doch seit den Verträgen von Locarno die im Völkerverband vertretenen Mächte an den „ewigen Frieden“ glauben mußten. — Aber sie kennen einander, feiner traunt keinem Nachbar — und alle Heben von der Abrüstung werden eitel Geschwätz bleiben.

Pazifismus.

Wenn ich einen Pazifisten — eine gute deutsche Uebersetzung ist das Wort „Friedensstimm“ — reden höre, so habe ich entweder den Eindruck, einen persönlich feigen Menschen oder einen Schwärmer vor mir zu haben, der vollständig den Boden der nun einmal tauben Wirklichkeit verlassen hat. Bei den führenden Geistes des Pazifismus habe ich immer das Gefühl, daß er nicht den Pazifismus als solchen betreibt, sondern mit ihm einen anderen Zweck verfolgen will.

Es sind meist die älteren Menschen, die aus persönlicher Freiheit Pazifisten sind. Auch oft sind es die alten Soldaten des Weltkrieges, die den Kampf nur von seiner grauenhaften Seite sehen, die nicht die innerliche Festigkeit aufbringen, die eigene Person noch einmal in den Krieg gestellt zu sehen. Die immer und immer wieder gehörte Redensart dieser Leute ist: „Ihr haben die Nase voll, wenn ihr erst mal die Kugeln pfeifen hört, dann werdet ihr auch kein, dann seid ihr auch nachher Pazifisten.“ Ja, ihr alten Frontsoldaten, die ihr unter die Pazifisten gegangen seid, ihr habt den Schwung der Seele verloren, ihr „habt die Nase voll“. Ihr sagt euch jetzt selber vor, daß die Menschen Gegenstände durch Entgegenkommen ausgleichen können. Nie wird ein Erfolg im Leben des Einzelnen oder eines Volkes durch Nachgeben erreicht. Du Pazifist lerne aus der Geschichte, daß diese immer den Beweis dafür erbringt, daß dieser Satz richtig ist. Ihr lügt euch selber die Beredrigung des Pazifismus vor und wollt dadurch die Grauen des Krieges vermeiden und wollt garnicht die Not unserer jetzigen „Friedenszeit“ sehen. Euer Frieden, euer Nachgeben hat es erreicht, daß weit über eine Million Menschen ohne Arbeit ist. Eine Million Menschen arbeitslos, die hungern, die frieren.

Euer weiterer Satz heißt ja: „Wenn ihr erst die Kugeln pfeifen hört“ usw. Hört du, alter Frontsoldat, die deutsche Jugend 1914 erleben? Aus ihr hat der Krieg die stahlharten Männer eines Ernst Jünger etc. gemischt. Es gab wohl auch Seelen, die der Krieg zerbrach, aber zerbrach nicht auch das friedliche bürgerliche Leben so manchen, wieviele gehen an der Grabesruhe eines pazifistischen Deutschlands zu Grunde? Wo zerbrechen nun die wertvolleren Menschen? Ja, der Kampf auf grüner Heide, der Menschenschmaße auf engem Raum, ist vorbei. Der Krieg erfordert heute von jedem Einzelnen einen festen Kern innerlich und äußerlich, einen Kern, der ganz auf sich selber stehen kann, der „die Kriegsmaschinen“ bedienen kann. Soll euch Pazifisten die innere Voraussetzung zu diesem ganzen Kern fehlen? Oft seid ihr eben zu alt, um noch die Voraussetzungen zu haben. Seht hin nach den Hunderttausenden von Frontkämpfern, die sich jeden Tag wieder in den Kampf stürzen würden, seht hin nach der Masse der wahrhaften Kämpfer im Stahlhelm und Wehrwolf usw., die den Krieg überwunden haben und sich nicht von ihm überwinden lassen.

Manch einer von euch Pazifisten sieht aber auch in der Reihe der Schwärmer, zu der die Jugend von euch meistens gehört, wenn auch manch einer von diesen, ohne es zu zugeben, nur feige ist. Aber es gibt in Deutschland tatsächlich viele Menschen, die in den Glauben geriewt sind, daß sie Deutschland durch Nachgeben gegen den Feind, durch Arbeit für den Feind, zu der die Bedingungen ja überhaupt fehlen, kurz durch „Erfüllung“ den Frieden und Wohlstand wiedergeben können. — Phantasien! — Wann hat sich je ein Volk durch „fluges“ Nachgeben durchgehlet, oder auch nur die Lebensbedingungen eines Landes gehoben? Wann, ja wann? Ihr Schwärmer, man braucht euch gegen eure eigenen Vorteile. Ihr seid das Werkzeug einer Interessengruppe, einer Gruppe, die das gemeinsame Interesse bindet, und dieses ist die Erfüllung ihres Gebotens durch Redone mal nach, wieviel Arbeitsstunden in Form von Millionen und Abermillionen Goldmark als Reparationszahlung zur Erfüllung des Dawesplanes aus Deutschland gehen! Aber wir müssen doch erfüllen! wimmert der Pazifist. Und wenn wir mal „Nein!“ sagen? Glaubst du, daß dann wirklich die Flug-

zeuggeschwader Berlin in Brand schießen werden? — Phantasi! — Einmal, ein einziges Mal haben wir nicht erfüllt, wir haben „Nein!“ gesagt, als die Entente die „Kriegsverbrecher“ ausgeliefert haben wollte. Berlin steht noch immer!

Ihr schwärmerischen Pazifisten, ihr dünkt euch so erhaben, ihr glaubt auf der Höhe der Menschheit zu stehen, die Zukunft zu verkörpern, und doch wird die Zukunft einft beweisen, daß ihr künstlich durch Setzungen und andere jüdische Machtmittel zum Pazifisten erzogen seid, um gegen eure eigenen Vorteile zur Auslösung Deutschlands als Werkzeuge gebraucht zu werden. Ihr, die ihr euch einbildet, daß ihr euch zur Gesheshöhe durchsetzungen habt, bei euch ist es nur dem Accidentum gelungen, eure arische Seele zu erstickn und euch zu Nechtern einer über zu machen, die unnatürlich ist, da sie jedem gelunden Menschenverstand widerpricht. Mit derselben Beredrigung, wie ihr den Krieg bekämpft, könnt ihr auch gegen die Liebe oder das Eisen sein. Ihr hättet auch genau denselben Erfolg, daß ihr eben nur selber zerbröckel oder niedergetreten werdet, ohne auch nur einen Menschen etwas höher gebracht zu haben. Pazifisten, ihr seid ja nur ausgeputzte Phantasten!

Der Dichter Indiens, Tagore, sagte mal mit Bezug auf den Europäischen Friedenswillen: Ein Fißch, dem der Wasserdruck unbehaglich wurde, der fliegen möchte — großartige Idee! — aber für einen Fißch nicht zu verwirklichen. — Ein anderer Geistesführer Indiens, den die Pazifisten selber gerne mal anführen, Mahatma Gandhi, schrieb: Pazifismus ist dem Frieden tödlich, er ist eine Feigheit und Mangel an Glauben.

Seht Menschenknechten, müß der Mensch essen und sich sichern. Gehten nie zu vermeiden bringt, darauf vorbereiten, Da, Hamburg.

h bauen und ein wehe ihm, wenn einer der Raufenen hat! Der Gebr für neutral, „wohlwollender“ doch nicht neutral, g! Aber solchen

icht geben, weder en zählen z. B. neutralen. Unsere ausgesprochen der Schwere Feinde berlegt zu haben, en, bis wir durch „antia“ uns selbst bebt hätten.

Neutralität auf nach der Teilung des Reichsgebietes unter Kaiser Karls Eöhne, dem Vöthar zufiel. Es gehörte damit nicht in das westliche, das Frankentreich, und war damals überwiegend von Stämmen germanischen Blutes besiedelt. Später war Belgien und Holland Besitz des Hauses Sabburg, bis Holland unter Wilhelm von Nassau-Oranien durch die Taten der Land- und Wallergerufen seine Freiheit erlämpfte. Erst 1830 erstand der selbständige Staat der Belgier, ein unnatürliches Gebilde, wie kein Name. Denn Belgien als Volk gab und gibt es heute noch nicht. In der Wehrzahl sind die Bewohner Namen, alle Blutsbrüder unserer Ostfrisen. Von Eiben aber drängen die Wallonen vor, romanischen Ursprungs, teils Franzosen, teils Abkommen von Spaniern und Italienern aus Sabburgs Zeit. Wallonen und abtrünnige Namen, die Franscellons, stellen die herrschende Oberschicht im Lande dar. Das erklärt auch die Stellung

